

ZS

Zürcher
Studierendenzeitung

08.04.2016

#2/16



Pornostar Aviva Rocks

«Gefilmt werden
macht Spass»

Imbisskampf
Migros gegen
kleine Läden

Skandalfilme
Baden zeigt
Empörung

Aufschieberei
Wieso wir
prokrastinieren



AXE

FIND YOUR MAGIC.

N°1 DEO
MEISTVERKAUFTES* MARKEN DEO



25%
Auf das ganze AXE
Sortiment ab
2 Stück nach Wahl
oder im Duo.

* Quelle: Nielsen Market Track, Warengruppe „Deo“, Absatz in Stück,
Schweiz Detailhandel, ohne Eigenmarken, MAT Dezember 2015.

Jetzt profitieren bei Coop.

Dienstag, 19. April bis Samstag, 30. April 2016, solange Vorrat

ZS #2/16 — 8.4.2016



6—7 Einladung in die Elite

Die Schweizerische Studienstiftung fördert selektiv Talente. Ist das gut?

8 Migros bekämpft Imbissläden

Der orange Riese macht den Imbissbuden das Leben schwer.

9 Der ewige Schweinehund

Prokrastination ist für Hunderte ein ernsthaftes Problem.

14—24 Pornoooh!

Das unbequeme Thema beschäftigt die Gesellschaft schon immer. Meist im Geheimen. Wir sprechen darüber.

28—30 Hochleistungstradition

Zu Besuch bei einer der letzten schlafenden Studentenverbindungen.

5 Impressum 5 Editorial

10-11 Was kostet studieren **12** Truog erklärt die Welt **12** Unter uns **13** Senf **25** Royal Scandal **26** Fahr zur Hölle! **26-27** Kulturspalten

Impressum

Zürcher Studierendenzzeitung
94. Jahrgang
Ausgabe # 2/16
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
redaktion@medienverein.ch

Inserate
Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campusbüro, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campusbuero.ch

Inserateschluss #3/16: 29.4.2016

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
31'197 (WEMF 2015), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 2/16: 1.5.2016

Redaktion
Oliver Camenzind [cam], Laura Cassani, Severin Frohofer, Reto Heimann [her], Nina Kunz, Michael Kuratli, Juliana Maric, Basil Noser, Andreas Rizzi, Simon Truog, Dominique Zeier

redaktion@medienverein.ch

Layout
Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit
Jana Bersorger [jab], Aylin Fidan [ayf], Lucas Forberger, Deya Frey, Karina Gander [gan], Christophe Ramée, Dario Spilimbergo

Bilder und Illustrationen
Karina Gander, Sina Jenny, Eva Lanter, Basil Noser, PJ Hardwank, Kevin Solioz

Lektorat
Eva Locher

Produktionssong # 2/16
Gainsbourg & Birkin – Je t'aime



Editorial

Warnung — In dieser Zeitung werden ein Pornostar (S. 20–22), zweideutige Früchte (S. 14–16) und ein Bronzepenis mit Flügeln (S. 19) gezeigt. Eine etwas übervorsichtige Warnung, denkt man vielleicht. Doch ist sie tatsächlich so unnötig?

Eigentlich leben wir doch in einer schizophrenen Situation. Die gesellschaftliche Liberalisierung schreitet einerseits ungebremst voran: Homosexuelle dürfen heutzutage vielerorts heiraten; Zensur kennen wir nur noch von absoluten Regimes. Auch in der Pornographie hat in wenigen Jahrzehnten eine radikale Entkriminalisierung stattgefunden: «Hardcore» der Siebziger- ist «Artcore» der Zweitausendzehnerjahre (S. 23). Zwei Klicks im Netz und jede und jeder wird überschwemmt mit Porno.

Andererseits sind da immer die Reaktionären, die ihre Fiktion der «guten alten Zeit» zurückwollen. Selbst junge Menschen sind oft überfordert von den – nicht immer leicht verdaulichen – Bildern und Tatsachen, mit denen sie heute ungefiltert konfrontiert sind. Die Doppelmoral ist gross: Will der «Blick» eine App fürs iPad herausbringen, muss er seine lasziven Girls zensieren. Aufklärungsbücher (auch aus den Siebzigern) mit nackten Kindern stehen heute unter Pädophilieverdacht. Aufgeklärte Menschen verschliessen die Augen vor den Nebenwirkungen einer konsequent liberalen Gesellschaft.

Wir glauben: Wegschauen geht nicht mehr; darüber schweigen wäre kindisch. Denn wer der Realität nicht ins Gesicht schaut, kann sie auch nicht verstehen und kritisch hinterfragen. Oder anders: Wer nicht über Porno spechen kann, sollte sich auch keine Meinung über Pornostars bilden.

Michael Kuratli, Redaktionsleiter



Einladung in die Elite

Die Schweizerische Studienstiftung fördert Hochbegabte und ist ein exklusiver Club. Über eine ambivalente Beziehung.

Laura Cassani

Im grossen Umschlag, den ich an meiner Maturafeier in die Hand gedrückt bekam, lag die Einladung in die Elite. Aus einer Hochglanz-Broschüre lächelten mir begeisterte Menschen entgegen und versprachen mir Horizonterweiterung und eine erfolgreiche Karriere, wenn ich Mitglied der Schweizerischen Studienstiftung (SST) werden würde.

Die SST fördert angehende Akademikerinnen und Akademiker, die nicht nur Höchstnoten aufweisen können, sondern auch gesellschaftliches Engagement. Das Versprechen war gross: Eine Förderung durch die SST würde mich zur Crème de la Crème der Gesellschaft machen. Und nebenbei könnte ich auch noch ein bisschen die Welt retten.

Die Welt verschönern

Eigentlich eine gute Sache, diese Stiftung, die nicht nur Wert auf messbare Exzellenz legt, sondern auch altruistisches Engagement fördern will. Unsere Gesellschaft braucht motivierte Menschen in den Teppichetagen, die über den Tellerrand hinausschauen und nicht nur an sich selbst denken. Zu diesen Menschen würde ich

Die Studienstiftung würde mich zur Crème de la Crème der Gesellschaft machen.

auch gerne gehören. Als Kind aus gutem Haus bin ich sowieso schon privilegiert. Ich hätte als Geförderte der SST das Beste daraus machen und die Welt von oben herab verschönern können.

Stiftlerinnen und Stiftler erzählten mir von Einladungen zu spannenden Vorträgen, Sommerakademien, Reise- und Büchergeld. Sie fühlten sich verstanden,

sie verliebten sich sogar in andere Geförderte. Ich war neidisch.

Gute Noten und gute Taten

Doch ich konnte mich nie dazu durchringen, mich für diesen ausgewählten Club der motivierten Hochbegabten zu bewerben. Der Anforderungskatalog der SST ist ausführlich, das Bewerbungsverfahren gleicht einem perfektionierten Aufnahme-prozedere in die Schaltzentralen der Leistungsgesellschaft:

Willkommen unter den Besten – du musst nur dazugehören wollen! Vielseitigkeit ist gefragt. Gute Noten und gute Taten sollen erbracht werden, vorzugsweise mehrsprachig. Selbstlos sollte man sein, gleichzeitig aber die Karriereleiter nicht aus den Augen verlieren, denn auch die Wirtschaft sollte ja dereinst profitieren können.

Mein Gefühl des Unbehagens lässt sich mit Foucault und Co. erklären: Früher sagten autoritäre Regimes den Menschen, was sie zu tun hatten, Höchstleistungen wurden erzwungen.

Heute geschieht die Erfüllung der Anforderungen subtiler: Die Menschen haben sie verinnerlicht, die eigenen Wünsche und die des Systems verschmelzen. Und so erscheint es selbstverständlich, dass, wer erfolgreich sein will, das wohlklingende Motto der SST gerne erfüllt – «Motivation, Neugier, Verantwortung».

Die böse Elite?

Aber ich will diesem Motto nicht folgen. Und schon gar nicht will ich zur Elite ge-

hören, sagt mir mein linkes Bauchgefühl. Auch wenn manche erst während des Studiums zu ihr stossen, die SST wirbt vor allem bei denen, deren Gymi-Zeugnisse herausstechen. Ein Notenschnitt von mindestens 5.3 ist Voraussetzung für eine Förderung. Hätte ich meine Energie während der Schulzeit in die Flüchtlings-

Aufnahme in die Schaltzentralen der Leistungsgesellschaft?

hilfe gesteckt oder mein Taschengeld mit einem Nebenjob verdienen müssen und deshalb «nur» eine Viereinhalber-Matur gehabt, wäre ich aber doch nicht weniger geeignet gewesen, Teil der engagierten Elite zu werden. Manche meiner geförderten Mitstudierenden kommen nun dank einer einzigen Mail zu einem spannenden Praktikum, während andere Blitzgescheite noch nie von der Studienstiftung gehört haben. Also doch ein eingeschwo-rener Club von Privilegierten? Von wegen Chancengleichheit.

Vielleicht ist das aber auch kein linkes Bauchgefühl und ich bin der rechtspopulistischen Rhetorik aufgesessen, die ständig das «gute Volk» gegen die «böse Elite» ausspielt, um die eigenen, menschenfeindlichen Ziele zu erreichen. Und jede Art von Elite so in den Dreck zieht.

Seit ich vor zehn Jahren den Umschlag öffnete, ist mein Verhältnis zur SST ambivalent. Ich möchte ihren elitären Leistungskatalog nicht erfüllen – und beneide gleichzeitig diejenigen, die ihn verinnerlicht haben. Es gibt viele gute Gründe, weshalb ich nicht zu diesem Club der Elite gehören muss – und doch lässt er mich nicht los. ◇

Eine Stiftung für Hochbegabte

Die Schweizerische Studienstiftung (SST) fördert seit den 1990er-Jahren hochbegabte Studierende. Laut der Stiftung sind das junge Menschen, «deren Persönlichkeit, Kreativität und intellektuelle Fähigkeiten besondere Leistungen in Wissenschaft, Wirtschaft, Kultur und Politik erwarten lassen». Zurzeit werden von der privaten Stiftung fast 700 junge Akademikerinnen und Akademiker vor allem mit Bildungsangeboten, manchmal auch mit Geld unterstützt. In Zukunft soll diese Zahl der Geförderten auf 1000 steigen.

Es werden Treffen zur Vernetzung unter den Geförderten organisiert und Sommerakademien zu verschiedenen Themen angeboten. Im Rahmen dieser Akademien setzt man sich in kleinen Gruppen während einer Woche intensiv mit einem Thema auseinander. Im nächsten Sommer wird zum Beispiel über «Wissenschaft und Innovation als Motor von gesellschaftlichem Wandel» diskutiert. Oder zum Thema «Quantenphysik verstehen». Zusätzlich bietet die Studienstiftung persönliche Coachings und Intensivkurse – etwa zum Thema «Ethische Entscheidungsfindung» – an. In den letzten Jahren erhielten immer mehr Geförderte auch finanzielle Unterstützung in Form von Stipendien. Im Gegensatz zur 1925 gegründeten Studienstiftung des deutschen Volkes, welche der SST vor allem bei ihrer Gründung als Vorbild gedient hatte, vergibt das Schweizerische Pendant aber nicht an alle ihre Stifterinnen und Stifter ein monatliches «Büchergeld».

Die SST finanziert sich durch private Spenden. Letztes Jahr ging sie eine «strategische Partnerschaft» mit der Werner-Siemens-Stiftung ein: Diese stellt für die nächsten zehn Jahre 10 Millionen Franken zur Verfügung. Zu den weiteren Grossspenderinnen und -spendern zählen neben gemeinnützigen Stiftungen und der Schweizerischen Eidgenossenschaft Firmen wie Roche, Novartis, Syngenta und der Chemiekonzern BASF.

Für eine Aufnahme in der Stiftung kann sich bewerben, wer in Matura oder Studium mindestens einen Notenschnitt von 5.3 hat – und auch gewillt ist, diesen zu halten. Zudem wird «Verantwortungsbewusstsein und gesellschaftliches Engagement» erwartet, sowie breite Interessen, intellektuelle Neugier, Kreativität, Sprachkenntnisse und eine passende Persönlichkeit. Jedes Jahr müssen die Stifterinnen und Stifter, wie die Geförderten genannt werden, einen Bericht über ihre Leistungen und ihr Erreichtes abgeben. Das Aufnahmeverfahren besteht aus einem aufwendigen eintägigen Assessment, wie man es sonst vor allem für die Besetzung von Kaderstellen kennt: Motivations- und Empfehlungsschreiben, mehrere Interviews, Gruppengespräche. Die Erfüllung des wohlklingenden Mottos der Stiftung – «Motivation, Neugier, Verantwortung» – will bewiesen sein. [lac]

«Ganz normale Menschen»

Der Direktor der Studienstiftung Cla Famos über Potential und Engagement.

Laura Cassani (Interview)

Herr Famos, was bedeutet für Sie «hochbegabt»?

Das Ziel der Studienstiftung ist es, junge Menschen zu unterstützen, die in unserer Gesellschaft Verantwortung übernehmen wollen. Begabung ist nicht etwas, das man einfach hat, sondern ein Potential, das Menschen in sich spüren und entwickeln.

Die Geförderten müssen sehr viele Kriterien erfüllen. Nicht nur gute Noten erzielen, sondern auch gesellschaftliches Engagement zeigen. Werden damit nicht die Anforderungen einer kapitalistischen Leistungsgesellschaft unhinterfragt reproduziert?

Das finde ich etwas weit hergeholt. Ist es ein besonderes Kennzeichen von kapitalistischen Leistungsgesellschaften, dass man sich gesellschaftlich engagiert? Das widerspricht doch gerade dem Klischee einer kalten Leistungsgesellschaft. Dieser versuchen wir entgegenzuwirken. Es stimmt aber, dass wir hohe Anforderungen an unsere Geförderten stellen. Und diese auch an sich selber.

Wie muss man sich die von Ihrer Stiftung Geförderten vorstellen?

Ich mache die Erfahrung, dass unsere Geförderten ganz normale Menschen sind, die keinem der Elite-Klischees entsprechen. Die Studienstiftung ist auch sehr divers. Zum Beispiel repräsentieren die Stifterinnen und Stifter das ganze Spektrum der Politik von links bis rechts.

Die SST hat kürzlich 10 Millionen Franken von der Werner-Siemens-Stiftung erhalten, die zur Förderung von MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik) eingesetzt werden müssen. Widerspricht diese Bindung der Gelder nicht dem Ziel, möglichst breit interessierte Studierende zu fördern?

Da muss ich präzisieren: Ein Drittel der Gelder ist ausdrücklich für allgemeine Mittel vorgesehen. Die finanzierten Sommerakademien sind für den interdisziplinären Austausch zwischen allen Fächern vorgesehen. Nur zehn neue Stipendien sind MINT-Studierenden vorbehalten.

Wie stellen Sie sicher, dass die Geistes- und Sozialwissenschaften und die Künste nicht zu kurz kommen?

Das wird nicht der Fall sein. Wir hatten schon bisher für viele Fächer spezielle Stipendien, ohne dass dies für jemanden ein Problem gewesen wäre. Ich selbst habe Theologie und Rechtswissenschaft studiert und setze mich deshalb persönlich für den Stellenwert der Geistes- und Sozialwissenschaften ein. Aber ich freue mich auch sehr, dass wir nun für den MINT-Bereich weitere Angebote machen können, denn er spielt für den Wissensstandort Schweiz eine zentrale Rolle.

Gab es innerhalb der Stiftung eine Diskussion über diese zweckgebundene Spende?

Ja natürlich, wie bei jeder projektbezogenen Spende wurde sie in den zuständigen Gremien intensiv evaluiert. Und es wurde mit Freude festgestellt, dass ein grosser Teil der Gelder für die allgemeinen Förderprogramme eingesetzt werden kann. Auch die Geförderten selbst haben darüber diskutiert. ◇

Zur Person

Cla Famos ist seit 2005 Direktor der Schweizer Studienstiftung. Er ist Theologe und Jurist und lehrt als Titularprofessor an der Universität Zürich. Famos ist Vater von zwei Kindern und arbeitete früher im Job-Sharing mit seiner Ehefrau als reformierter Pfarrer.



Michele verkauft seit zwanzig Jahren am Predigerplatz Piadinas.

Migros bekämpft Imbissläden

Der «Punto Italiano»
bei der Zentralbibliothek wehrt sich
gegen den orangen
Riesen.

Basil Noser (Text und Bild)

Es ist ein hartes Pflaster vor den Türen der Zentralbibliothek. Nicht für die parkplatzsuchenden Studierenden, sondern für zahlreiche Imbissläden rund um die Lernfabrik am Zähringerplatz. Diese stehen nämlich seit einigen Jahren im Schatten der Migros-Express Filiale, die seit Eröffnung das Ziel verfolgt, ihre kleine Konkurrenz in der Umgebung aus der Welt zu schaffen.

Schon kurz nach der Eröffnung vor sechs Jahren soll die Filialleitung des orangen Riesen den umliegenden Sandwichläden Besuche abgestattet und den Ladenbesitzern Stellen im neuen Migros Express angeboten haben, wie Quellen der ZS berichten. Unter der Bedingung, den eigenen Laden zu schliessen, also die über Jahre mit Mühsal aufrecht erhaltene Existenz mal so eben aufzugeben.

Gewerbepolizei am Hals

Michele liess sich davon offenbar nicht einschüchtern. Der Besitzer des «Punto Italiano» verkauft seit gut 20 Jahren vis-à-vis der Predigerkirche Piadinas und andere italienische Spezialitäten. Früher tat er dies zu zweit, heute aus finanziellen Gründen nur noch alleine. «Jeder Tag ist ein Kampf um Kunden. Seit die Migros ihre Filiale nebenan eröffnet hat, besuchen viel weniger Studierende meinen Laden. Doch senken kann ich meine Preise nicht mehr, wenn ich hier überleben will.»

Preispolitik ist aber nicht das einzige Problem. Immer wieder gibt es pingelige Kontrollen der Gewerbepolizei. Diese büsste ihn einst mit 300 Franken, weil ein Freund den bezahlten Espresso im Ladeninnern anstatt draussen getrunken hatte. Da Michele für seine Kunden kein WC anbieten kann, ist jeglicher Konsum im Laden verboten, egal ob es draussen stürmt oder hagelt.

Mit dem Gefühl, schikaniert zu werden, fragte Michele, ob man denn bei einer Lappalie wie dem Espresso-Fall nicht ein Auge zudrücken könne. Doch die Gewerbepolizistin hielt es für unmöglich, Kulanz zu zeigen. Ihr Argument: In Micheles Nachbarschaft gebe es offenbar missgünstige Mitstreiter, die Meldung gemacht hätten. Um wen es sich genau handelte, erfuhr er nicht. Auf Anfrage teilt die Gewerbepolizei mit, dass dazu keine Auskunft gegeben werden könne.

Harte Zeiten

Wer könnte also diesem kleinen Geschäft schaden wollen? Fragt man sich durch die Nachbarschaft, so wirkt die Beziehung zwischen den etlichen Anbietern sehr freundschaftlich. Nur über die Migros fällt nirgends ein lobendes Wort. Im Gegenteil: Der Besitzer eines Sandwichladens um die Ecke, der jedoch nicht genannt werden will, spricht von Rezeptklau: Mitarbeiter des «Deli», ein Tochterunternehmen der Migros, ebenfalls aus dem Niederdorf, seien bei ihm zu Besuch gekommen, um sich umzuschauen. Seither hätten sie eins zu eins abgeschaut Produkte im Angebot.

Die Migros will zu den Vorwürfen keine Stellung beziehen. Doch die Machtverhältnisse sind klar und werden bald noch zu Gunsten des Grossverteilers verschoben. Im ehemaligen Companys Kleiderladen an der Niederdorfstrasse soll nämlich in naher Zukunft die Migros-Tochtergesellschaft Denner eine weitere Filiale eröffnen. Michele und seinen unabhängigen Kollegen steht im Kampf gegen Discounterpreise eine härtere Zeit denn je bevor. ♦

selbst unangenehm ist, wird sie einfach gerne aufgeschoben.» Negativen Gefühlen, die das Lernen hervorrufen, wird also einfach ausgewichen.

Ist Prokrastination demnach, wenn man schlicht keine Lust auf Arbeit hat? Suter macht eine andere Erfahrung. Nur selten kämen Studierende zu ihm, die die Arbeit aus Unlust und Desinteresse aufschieben. Nicht erst beim Lernen auf eine Prüfung oder beim Schreiben einer Arbeit hätten seine Patientinnen und Patienten Mühe, sondern ihnen fehle auch schon die Motivation, in die Vorlesungen zu gehen und ihre Hausaufgaben zu machen.

Vorlesungen schwänzen, Hausaufgaben vergessen: Schon wieder ist man versucht, bei sich selbst chronische Faulheit zu diagnostizieren. Doch ab wann wird das Prokrastinieren denn nun wirklich zu einem Problem, mit dem man zum Psychologen gehen sollte? «Wenn man wiederholt Prüfungen nicht bestanden hat, weil man zu spät angefangen hat zu lernen oder wenn man Abgabetermine für Arbeiten verpasst hat, sollte man das Problem sicher angehen», meint Suter.

Die Hilfestellung kann dabei verschiedene Formen annehmen: «Manchmal reicht es schon, in einem ersten Gespräch die Probleme zu formulieren, um die Hemmung zu überwinden.» Es gäbe aber auch Fälle, bei denen regelmässige Sitzungen oder eine Überweisung zu einem niedergelassenen Therapeuten nötig seien.

Ein zeitgenössisches Problem?

Letztlich gibt es für Prokrastination aber keine einheitliche Therapie. Denn offiziell gilt die Aufschieberei trotz ernstzunehmender Konsequenzen für Betroffene nicht als psychische Erkrankung. Schliesslich bleibt bei der «Modekrankheit» noch die Versuchung, der modernen Leistungsgesellschaft die Schuld zu geben.

Doch Suter widerspricht: «Es gibt keinen Zusammenhang zwischen dem heutigen Leistungsdruck und dem Phänomen des Prokrastinierens.» Zwar sei der Druck von der Gesellschaft real, er werde aber nur übermässig wahrgenommen, wenn dieser von innen komme. Es bleibt also beim inneren Schweinehund. Und diesen muss offenbar am Ende jede und jeder selbst überwinden. ◇



Der innere Schweinehund

Wenn die Aufschieberei zum Problem wird: Hunderte Studis suchen jährlich psychologische Hilfe.

Deya Frey (Text) und Kevin Solioz (Bild)

Eigentlich sollte man auf eine Prüfung lernen, aber kaum setzt man sich an den Schreibtisch, kommt eine E-Mail rein. Plötzlich fällt einem auf, dass man ja schon lange die Fingernägel lackieren wollte und dann hat man schon wieder Hunger. Wo waren wir? Ach ja: Prokrastination, das Modewort für die absolute Herrschaft des inneren Schweinehundes.

Für 300 bis 500 Studierende und Doktorierende ist das Phänomen nicht nur einfach ein lästiger Begleiter durchs Studium, sondern ein ernstes Problem. So viele Menschen melden sich deswegen nämlich jährlich bei Dominic Suter von der Psychologischen Beratungsstelle der Universität Zürich.

Die Angst vor dem Erfolg

Dieser beschreibt das Hauptproblem hinter der Aufschieberitis so: «Es kommt häufig vor, dass sich die Patienten unbewusst vor dem Erfolg fürchten. Die Leute haben Angst zu zeigen, was sie wissen und was sie können – weil sie sich vor negativen Reaktionen anderer fürchten.» Lieber stehe man sich selbst im Weg, als dass man andere ein Urteil über seine Leistung fällen lässt.

Veronika Brandstätter, Professorin für Allgemeine Psychologie mit Schwerpunkt Motivations- und Emotionspsychologie, hat eine noch einfachere Erklärung für das Phänomen: «Wenn die Tätigkeit

Ein Mediziner oder zwölf Anwältinnen

Nicht alle Studierenden kosten gleich viel. Die Unterschiede zwischen den Fakultäten sind eklatant.

Christophe Ramée

Studieren ist teuer. Das finden nicht nur Mama und Papa, das gilt auch für den Kanton. Im Jahresbericht der Universität Zürich finden sich deshalb neben vielen Buchstaben auch einige Zahlen: Erfolgsrechnung, Finanzierungsquellen, Lohndistribution – wie es sich für eine öffentliche Institution gehört.

Ungleiche Verteilung

Am interessantesten dürfte allerdings ein Blick in die Betriebsrechnung sein. Wer diese studiert, dem wird nämlich bald klar, wie ungleich die Gelder unter den Fakultäten verteilt sind. Die Kosten der einzelnen Studierenden divergieren zum Teil stark: Für Studis der Medizinischen Fakultät wird das Zweieinhalbfache des

durchschnittlichen Pro-Kopf-Budgets eingeplant, während jene der Philosophischen Fakultät bloss einen Drittel bekommen.

Günstige und teure Studierende

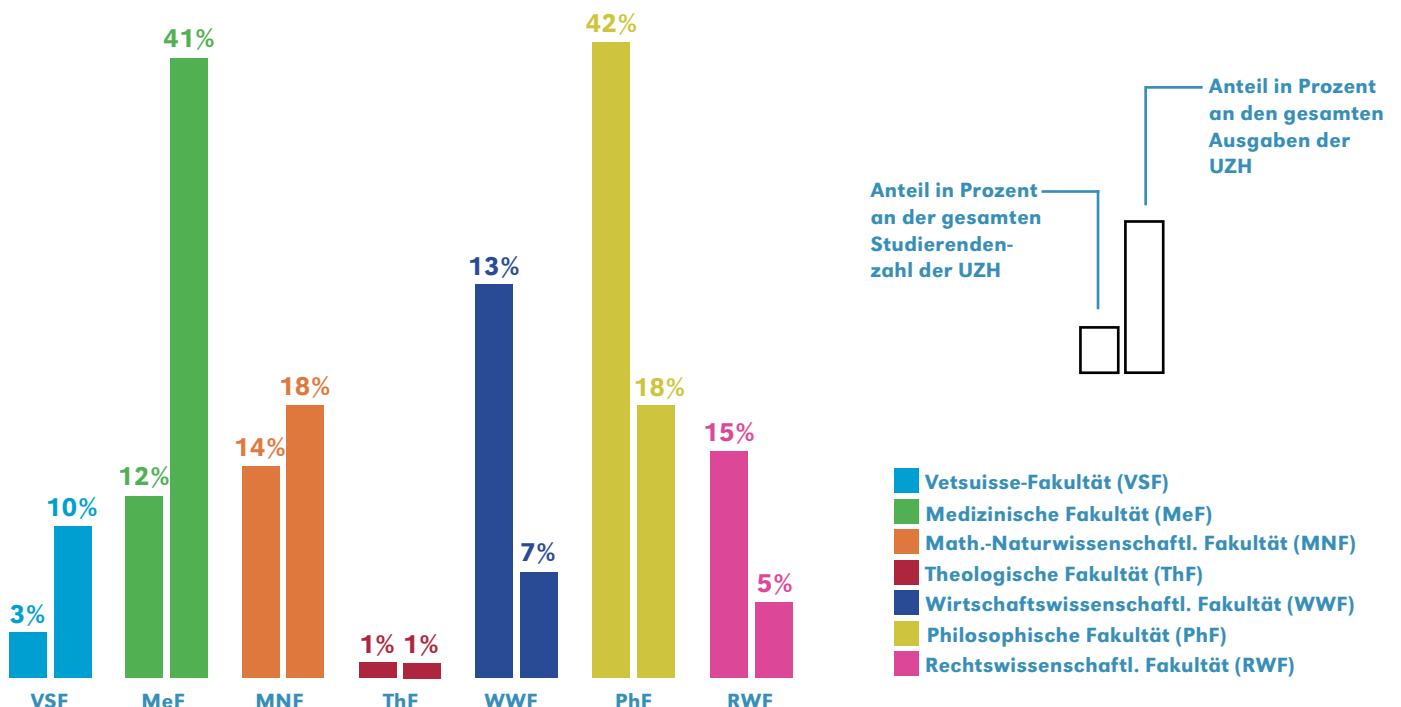
Schier unglaublich scheinen die Beträge, die für Veterinärmedizinierende und angehende Ärztinnen und Ärzte anfallen. Doch der Vergleich der Studierendenkontingente mit den Auslagen ihrer Fakultäten untermauert das Resultat: Während an der Philosophischen Fakultät zwar 42 Prozent aller Studierenden der Uni Zürich immatrikuliert sind, ihnen aber bloss 18 Prozent der finanziellen Mittel zukommen, treffen wir an der Medizinischen Fakultät auf das Gegenteil – hier

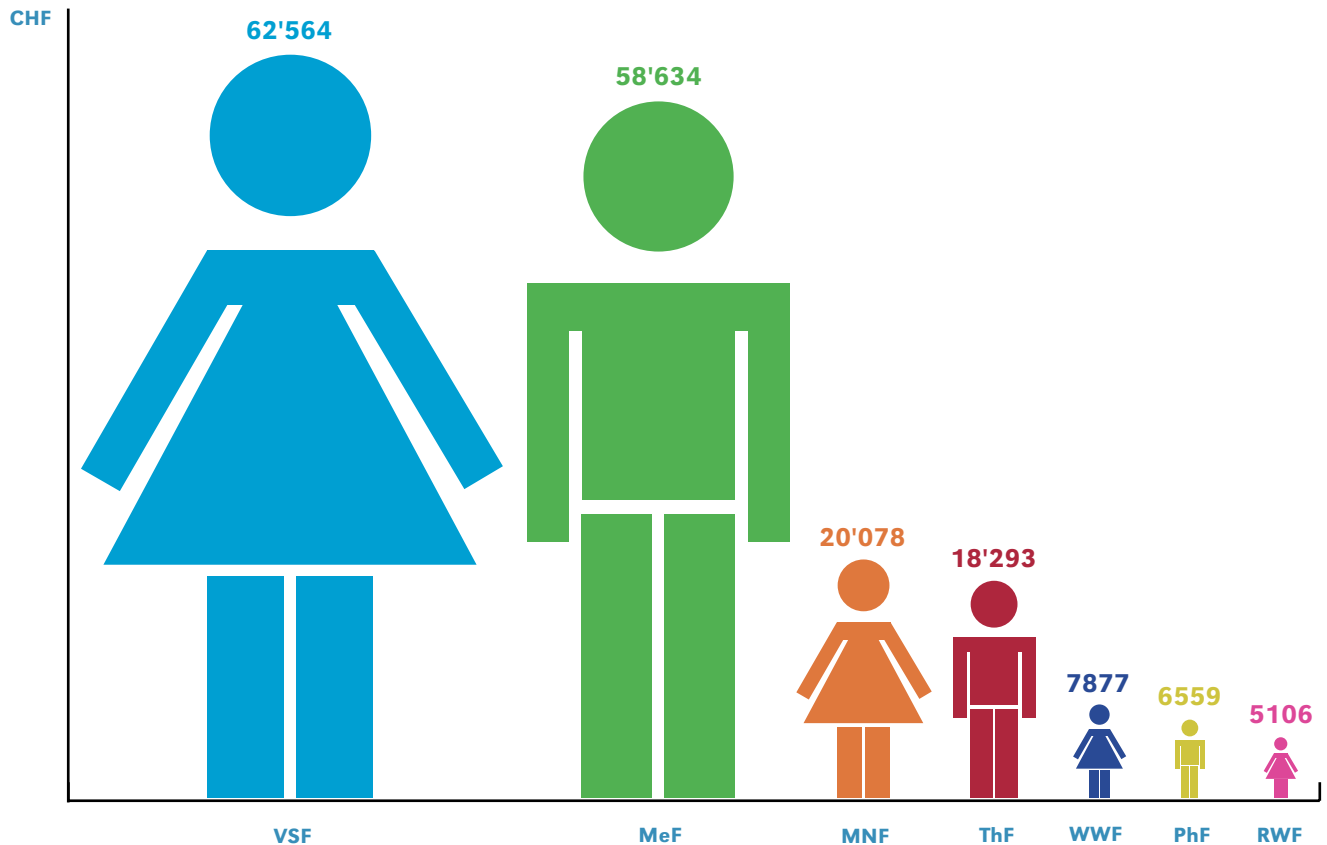
sind auf 12 Prozent der Studierenden 41 Prozent der Gelder verteilt.

Mehrheitlich Löhne

Die Fakultäten decken mit einem grossen Teil der ihnen zugestanden Mittel den Personalaufwand. An der Theologischen, der Rechtswissenschaftlichen und der Philosophischen Fakultät fliessen bis zu 80 Prozent in die Löhne; eine Ausnahme macht die Medizinische Fakultät, welche bloss 43.5 Prozent darauf verwendet. Der gesamtuniversitäre Schnitt liegt bei ungefähr 60 Prozent. ◊

Anteil Studierende und Ausgaben (2014)





F+F
Schule für Kunst
und Design

Fellartio.*

*Die Kunst, dein Können aufzublasen: Die F+F bietet dir – auch ohne Matur! – die Studiengänge Bildende Kunst HF, Film HF, Fotografie HF, Modedesign HF, Visuelle Gestaltung HF, Fachklasse Grafik EFZ, Gestalterischer Vorkurs/ Propädeutikum, Vorkurs im Modulsystem sowie weitere, auch berufs begleitende Weiterbildungen. Sex sells – aber Kunst zahlt sich aus!

Form + Farbe
seit 1971

Wähle jetzt deinen Studiengang oder deine Weiterbildung und melde dich unter 044 444 18 88 oder auf www.ffzh.ch an.



Institut
für **Sexualpädagogik**
und **Sexualtherapie Uster**

Master Sexologie, MA

Weiterbildungsmaster in Kooperation mit der Hochschule Merseburg

Für Fachleute aus dem sozialen, therapeutischen, medizinischen oder pädagogischen Bereich.

Zukünftige Sexologinnen und Sexologen begleiten und beraten Jugendliche, Frauen, Männer und Paare in ihren sexuellen Anliegen.

8610 Uster, Brauereistrasse 11, 044 940 22 20
isp.uster@bluewin.ch

www.sexualtherapie.ch

Sind wir alle gleich? — Nein, zum Glück nicht. Es ist ein weitverbreitetes Missverständnis, dass die linken und liberalen politischen Kräfte seit der Aufklärung diesen Standpunkt vertreten. Sie fordern vielmehr: dass alle Menschen die gleichen Rechte haben und die gleichen Chancen auf Bildung und Förderung, um ihre Fähigkeiten und Eigenschaften zu entwickeln und ein gelingendes Leben zu führen.

Erich Fromm war der Ansicht, dass die Position der Gleichbehandlung das genaue Gegenteil sei von der Vorstellung, alle Menschen seien gleich oder aber gleich zu machen. Nach ihm ging es darum, dass allen Menschen die gleichen Möglichkeiten zukommen, ihre je eigene Individualität zu entwickeln und ein Original zu werden statt eine Kopie. Die Rede von einem grassierenden Individualismus ist da bloss irreführend. Die damit gemeinten Pseudo-Individualisten, die Jeans mit eingenähten Initialen tragen oder ihr iPhone selbst designen, wollen eher zwanghaft unter Beweis stellen, dass sie anders seien, während sie insgeheim merken, dass sie genau gleich wie alle anderen denken und fühlen.

«Erkenne dich selbst», lautet ein zugegebenermaßen etwas angestaubter und dennoch schon seit der Antike gültiger Leitsatz der Philosophie, der auf der Vorstellung beruht, dass wir besser leben, je besser wir uns kennen. Wenn wir dieser Maxime folgen, werden wir feststellen, dass es für uns das Schlimmste ist, zum Automaten gemacht zu werden, und dass es keine kostbareren Güter gibt als Freiheit und wirkliche Individualität.



In der hintersten Ecke einer zwielichtigen Kneipe sitzen zwei Männer an einem groben Holztisch: Rainer von Beiden und André von Zweien. Der Kellner grinst unter seinem Schnauz und fragt, ob er noch Bier bringen soll. Rainer schaut auf die herumstehenden Gläser und macht ein fragendes Gesicht.

A: Was meinst du?

R: Ich hab eigentlich schon genug gehabt.

A: Du meinst: zu viel?

R: Von dir brauchen wir ja nicht zu reden.

A: Ich glaube, für mich reicht es wirklich.

R: Den Eindruck habe ich auch.

A: Ein trunkner Dichter leerte / sein Glas auf jeden Zug; / ihn warnte sein Gefährte: / Hör' auf! du hast genug. // Bereit vom Stuhl zu sinken, / Sprach der: Du bist nicht klug; / Zu viel kann man wohl trinken, / Doch nie trinkt man genug.

R: Aha.

A: Meint Lessing.

R: Meint er?

A: Er meint.

R: So so. Na dann. Auf die Dichtkunst! Der André schüttelt lachend den Kopf, während der Rainer immer wieder sein Glas schwenkt. Es ist fast leer.

A: Du?

R: Ja?

A: Wollen wir den Abend im Sexkino ausklingen lassen?

R: Nein, hör doch auf!

A: Jetzt zieh nicht den Schwanz ein!

R: Ich habe ihn doch noch gar nicht ausgefahren.

A: Besser so.

R: Eben.

A: Kommst du jetzt?

R: Hab ich die Wahl?

A: In porno veritas.

R: Blablabla.

[her/cam]

In dieser Spalte unterhalten sich der Rainer und der André über das Eine oder Andere.

Schick deine Frage an unseren Hausphilosophen Truog: redaktion@medienverein.ch oder Twitter [@zsonline](https://twitter.com/zsonline)



Camenzind

Schluss mit mild!

Stumpen — Wirklich geil ist das Raucherleben nur mit Villigerstumpen: Rasch wird das Ding zum Glühen gebracht. Dann kann genüsslich daran gesogen werden, bis das Mundende schön feucht wird, die weissliche Asche vorne am Stumpen langsam wächst und von selbst abfällt. Und dann, nach intensivem Genuss – ei! – sind die Glieder schwer und der Stängel erkaltet. Und kostet fast nix.



Cassani

Innere Werte

Gebäck — Eine normale Brioche ist wie Porno: Mit ihrer typischen Form und dem feinen Glanz ist sie zwar reizvoll, ja, aber auch etwas langweilig und trocken. Die Truffe-Brioche vom Sprüngli ist dafür purer Sex. In ihrem Kern steckt ein edles, zartschmelzendes, echtes Sprüngli-Praliné. Es füllt den Mund, es vergeht auf der Zunge, es macht glücklich!



Heimann

Masochismus

Gesundheitsförderung — Sich zu verausgaben, sich zu verbrauchen, ist pornös. Allgemein: Ein gesundes Mass an Masochismus ist pornös. Klingt widersinnig, ist es nicht: Wer einsieht, dass nicht alles, was er oder sie tut, der eigenen Gesundheit förderlich ist, ihr ab und an gar schadet, lebt entspannter. Wer weiss, vielleicht hält ein derartiger Masochismus auf die Länge gar gesund. In diesem Sinne: Solange die Menschen noch rauchen, ist alles in Ordnung.



Zeier

Guilty Pleasures

Alltagsporno — Die Schutzfolie vom neuen Handybildschirm abziehen. Nach einem langen Tag den BH ablegen. Das Geräusch eines Sprudelgetränks beim erstmaligen Öffnen der Flasche. Das Wattegefühl nach einem Glas Schaumwein. Das dritte Stück Schokolade, nachdem das zweite das letzte hätte sein sollen. Fingernägel auf spiegelglattem Marmor. Frühlingduft. Das ist für mich Alltagsporno.



Rizzi

Satisfaction

Buch — Übersexualisierte Selbstdarstellung als Vermarktungsstrategie fängt in der Musikindustrie nicht erst mit Miley Cyrus an und nimmt mit ihr wohl auch kein Ende. Dass das Explizite jedoch nicht nur dem Big Business zugutekommt, zeigt der Band «Thema Nr. 1 – Sex und populäre Musik»: Sexuelles als befreiendes, provozierendes, mitunter aber auch chauvinistisches Moment von Musik legt dieses Buch mit fundiertem Blick dar.



Frohofer

80er-Trenchcoat

Kleidung — Gerade so breit, dass die Schultern leicht übersteht; so untailliert geschnitten, dass man keinen menschlichen Körper darunter erahnen kann; so lange, dass der Saum neckisch die strammen Waden umspielt; von einer Farbe, die vage an faule Avocado erinnert; mit einem Gürtel so lang, dass man ihn sich doppelt um den Wanst wickeln könnte – das ist der perfekte Trenchcoat. Aber Vorsicht: Nicht zu enthusiastisch öffnen, Sex-Grüsel-Alarm!



Noser

Lippenbekenntnis

Begegnung — Noch bin ich cool. Doch in deinen Händen wird mir heiss. Neckisch drückt mein Halm auf deine Lippen, um kurz darauf dazwischen zu gleiten. Saugst du an mir, zieht sich mein Unterleib zusammen, bis ich mich mit ekstatisch gurrendem Laut in dir ergiesse. Ein zartes Kitzeln in deinem Hals. Ich fühle mich leicht und dich überkommt ein Gefühl vollkommener Glückseligkeit. Ich bin dein Comella im Tetrapack.



Kunz

Schleimhaut & Prosecco

Definition — Porno ist, wenn beim Reinbeissen in den Berliner die Himbeer-Konfitüre aus dem weichen Teig quillt, wenn eine zentimeterdicke Schicht warme Butter aufs heisse Croissant geschmiert wird. Porno ist glänzender Kunstpelz, White Russians, Serge Gainsbourg, Litschisaft. Porno ist, wenn es trieft, flutscht, fliesst, schmiert, schmilzt. Porno ist, wenn das Badewasser Schleimhauttemperatur hat – und der Prosecco ganz viel Kohlensäure.



Marić

Glückshormone

Entwöhnung — Auf dem Weg ins Nichtraucherdasein ist mir alles willkommen, was die Ausschüttung von Endorphinen, Serotonin oder Dopamin auslöst. Musik, Essen, Sport, Sonne, Konsum und Liebe. Ich empfehle hierbei Käsekuchen, den neuen Girls Soundtrack Vol. 3, Tanzen, Draussensein, neue Sonnenbrille, Lieblingmensch. Am Besten alles zusammen und gleichzeitig. Und dann ganz tief durchatmen.

Pornoooh!

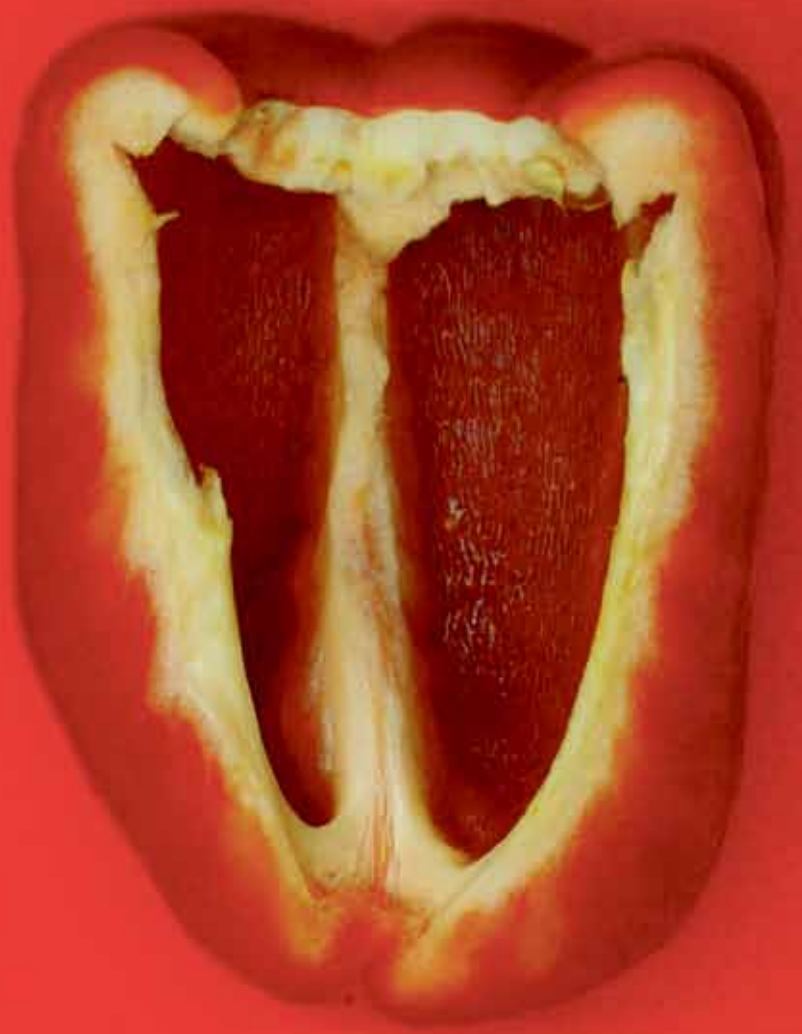
Zu viel — Mehr, härter, lauter, schmutziger – wir wollen, was wir sehen. Bis es von allem zu viel wird: zu viel Sexismus, zu viele Stereotype, zu viel Künstlichkeit, zu viel Erniedrigung.

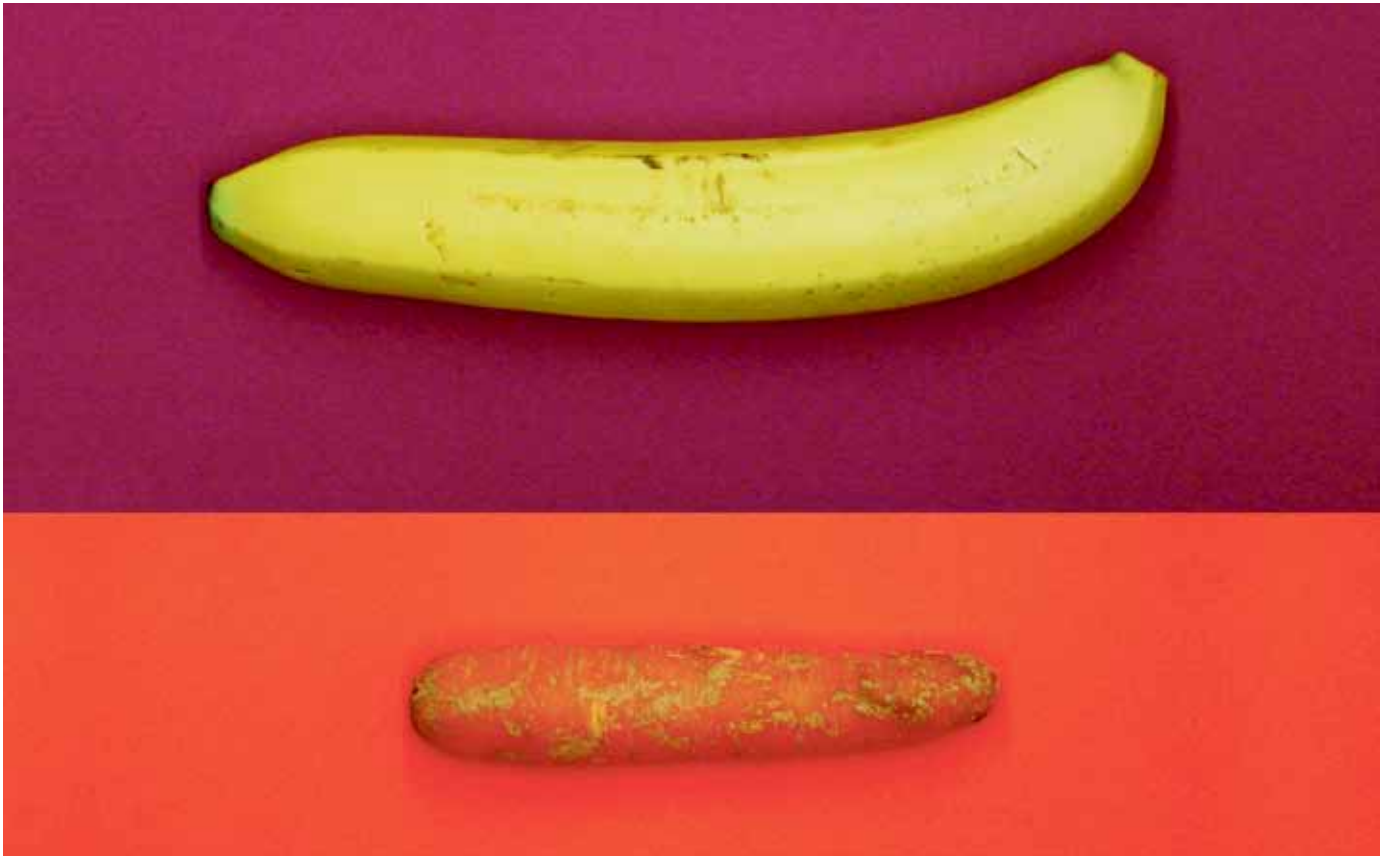
Aber Pornographie ist vor allem auch ein Zuviel der Tabuisierung, und das ist erst das eigentliche Problem: Über Pornographie lässt sich streiten – zweifelsohne –, aber es wird noch nicht einmal darüber diskutiert. Höchstens gekichert. Und so kommt es, dass sich die Suggestionen der Pornographie unreflektiert und unbesprochen in die Hinterhöfe unseres Bewusstseins einschleichen und dort unbehelligt ihr Unwesen treiben; unsere Körper- und Rollenbilder und überhaupt unser Verhältnis zu Erotik und Sex korrumpieren. Dabei ist Sex viel zu schön und viel zu wichtig, um ihn uns von billigen Websites kaputtmachen zu lassen.

Leute: Wir müssen reden. Über zweifelhafte Sexfilme, die miesen Umstände, unter denen sie gemacht werden, und das schlechte Selbstvertrauen, das wir ihretwegen haben. Es gilt, einen Weg zu finden, die Verklemmtheit hinter uns zu lassen und vernünftig mit Pornographie umzugehen. Abschaffen wollen und können wir sie nämlich bestimmt nicht. Höchstens das Tabu, das aus ihr gemacht wird.

Oliver Camenzind (Text) und Eva Lanter (Bild)







«Für mich war immer klar, dass Pornos nicht real sind.»

Dirty Talk am Küchentisch

Bier und Zigaretten, rundherum vier junge Leute. Wir sind zu Besuch in der WG von Max, Sina, Tim und Lea. Die Studierenden sprechen mit uns über ihren Pornokonsum.

Basil Noser, Dominique Zeier (Gespräch) und Eva Lanter (Bild)

Wie wählt ihr eure Pornos aus?

Lea*: Ich scrolle meistens einfach durch die Front einer Webseite. Und manchmal merke ich plötzlich, dass ich gar keine Lust habe. Dann klappe ich den Laptop wieder zu.

Tim*: Und an der Uni wieder auf. Das habe ich auch schon miterlebt in der Vorlesung (lacht). Ich persönlich entscheide mich für den Porno, bei dem mich das Bild am meisten anspricht. Oder ich suche nach Kategorien. Sind Pornos für euch eigentlich nur bewegte Videos oder auch einzelne Bilder?

Lea: Schaust du dir manchmal nur Bilder an?

Tim: Schöne Bilder machen mich mehr an als einfache Sexvideos. Sex habe ich ja selbst, den muss ich mir nicht auch noch anschauen.

Max*: Ich finde Videos dann spannend, wenn sie etwas Ästhetisches haben. Und ehrlich gesagt, habe ich persönlich mit Pornos starke Gewissensbisse, weil ich beispielsweise das Frauenbild, das darin vermittelt wird, verwerflich finde. Das macht mich dann gar nicht mehr an. Oft hängt es aber auch mit Alkoholkonsum zusammen. Die Hemmschwelle für alles sinkt, wenn man ein wenig angetrunken ist, also auch diejenige zum Porno-Schauen.

Du bevorzugst ästhetische Filme. Was meinst du damit?

Max: Ein Porno ist ja auch nur ein Film. Innerhalb

des Mediums Film gibt es verschiedene Arten, Inhalte zu verarbeiten. Man rutscht schnell in den Mainstream rein, und dann ist im Porno nur noch alles brutal.

Tim: Dem würde ich widersprechen. Ich glaube nicht, dass Mainstream-Pornos brutal sein müssen. Meiner Meinung nach sind das nachgestellte Szenen aus dem Alltag.

Lea: Genau so ist der Alltag aber nicht. In der Realität kann man nicht irgendwelche Frauen auf der Strasse ansprechen, die dann für Geld alles machen. Solche Fake-Szenen machen das Frauenbild kaputt.

Sina*: Es gibt sogar extra Pornos für Frauen, die besonders schön sein sollen. Die sind aber auch wieder unglaublich langweilig.

Tim: Genau. Mich interessieren Amateurpornos sehr. Vor allem, wenn es um Dreier mit zwei Männern und einer Frau geht. Das ist etwas, das ich selbst gerne mal hätte und darum schaue ich das gerne.

Schaut ihr Pornos eigentlich nur alleine oder auch mit eurem Partner oder eurer Partnerin?

Lea: Ich habe noch nie einen Porno mit meinem Freund geschaut.

Tim: Das kann ich mir auch nicht vorstellen. Das Schöne am Porno ist doch, dass man auf niemanden Rücksicht nehmen muss. Man kann ihn einfach schauen, auch wenn man gerade keine Lust hat, Kerzen anzuzünden und Rosenblätter zu verteilen.

Wann seid ihr zum ersten Mal mit Pornos in Kontakt gekommen?

Lea: Wir hatten eine Teleclub-Box zu Hause. Dort habe ich irgendwann einen Pornokanal gefunden.

Tim: Bei mir war es ein Heftchen. Ich bin mit 14 oder 15 auch ein paar Mal zum Kiosk gegangen und habe mir solche Pornoheftchen angeschaut. Das war mir dann ganz peinlich. Aber das war der Anfang; heute ist das alles viel anonym.

Sina: Da erinnere ich mich auch daran: Bei mir hatte jemand in der Primarschule ein Pornoheft gefunden und herumgezeigt. Damals hatten wir noch gar keinen Bezug zu Sexualität und fanden das eher grusig. Spannend war es aber dennoch.

Dachtet ihr, dass das, was Pornos zeigen, echter Sex ist?

Tim: Für mich war eigentlich immer klar, dass Pornos nicht real sind. Ich weiss gar nicht genau, wieso. Das wurde in der Schule im Sexualunterricht vermittelt, man hat es aber auch sonst immer wieder gehört.

Sina: Ich habe die Pornographie auch immer eher als Kunstwelt begriffen. Vor allem, weil ich schnell gemerkt habe, dass ich Sex, wie er in Pornos gezeigt wird, selber nicht haben möchte.

Tim: Aufregend beim Sex ist ja, dass man nicht richtig weiss, welche Gedanken und Vorstellungen das Gegenüber hat. Beim Porno-Schauen fällt diese Spannung komplett weg, was es für mich sehr platt macht.

Und doch bleiben die Bilder im Kopf hängen. Hat der Konsum von Pornos euer Sexleben geprägt?

Lea: Geprägt sicher nicht. Aber Sexstellungen habe ich auch schon aus Pornos abgeschaut.

Tim: Ich glaube, dass sie vor allem Einfluss darauf haben, wie Sexualität in der Öffentlichkeit wahrgenommen und wie darüber geredet wird. Ein Gespräch wie dieses wäre vor 50 Jahren nicht möglich gewesen.

Vielleicht ist es das heute dank Pornos so? Sprecht ihr denn auch im Freundeskreis darüber?

Sina: Mit meinen Freundinnen eigentlich nie. Es kam aber schon vor, dass ich mit Männern über Pornos gesprochen habe. Das fiel mir leichter, weil ich das Bild habe, dass fast alle Männer Pornos schauen. Bei den Frauen weiss ich es nicht. Wenn ja, dann sprechen sie nicht darüber.

Lea: Ich habe Freundinnen, mit denen ich mich über Sex austausche. Da erwähne ich vielleicht schon, dass ich Pornos schaue. Aber über Details spreche ich nie, das ist mir zu privat.

Tim: Ich rede auch eher selten darüber. Was aber oft vorkommt, ist, dass in Whatsapp-Chats Ausschnitte aus Sexszenen herum-

«Mit meinem Freund schaue ich keine Pornos»

geschickt werden. Manchmal ganz absurde Sachen. Über Pornos werden höchstens hie und da blöde Witze gerissen. Sie müssen einfach als Mittel zum Zweck dienen. Das bietet wenig Substanz für einen interessanten Austausch.

Also ist es in eurem Umfeld ein Tabu?

Tim: Es ist insofern ein Tabu, als ich nicht von mir aus anfangen, über meinen Pornokonsum und meine Vorlieben zu sprechen. Wenn mich aber jemand fragt, ist das etwas anderes. Mir wäre dann allerdings auch wichtig, mein gespaltenes Verhältnis zu Pornos zu erwähnen und reflektiert darüber zu sprechen.

Ist das beim Thema Sex anders? Wird darüber öfter gesprochen?

Sina: Ja. Für mich sind das zwei verschiedene Paar Schuhe. Pornos schauen ist blosser Konsum, der kaum Konsequenzen hat. Etwas sehr Oberflächliches. Beim Sex hingegen ist man viel stärker involviert und kämpft manchmal mit Unsicherheiten. Das macht den Erfahrungsaustausch viel spannender.

Lea: Ich glaube, über Sex wird oft gesprochen um anzugeben. Das ist bei Pornos nicht möglich, mit Selbstbefriedigung kann man ja kaum prahlen. ♦

*Namen geändert

Dreitausend Jahre rote Köpfe

Porno gabs schon immer. Offen darüber geredet wird selten. Doch langsam findet die Akademie einen unverkrampfteren Zugang zum Thema.

Michael Kuratli (Text) und Juliana Maric (Timeline)

Fick mich! Ja! Härter! Für diese Worte und die dazugehörigen Bilder wäre man vor wenigen Jahrzehnten noch vor Gericht gelandet. Heute begleitet uns Pornographie fast unzensuriert im Alltag. Die Elemente, die Pornographie zu harter Pornographie und damit illegal machen, sind an einer Hand abzählbar: Sex mit Kindern, mit Tieren, mit Toten oder Darstellung von Gewalt. Die liberalen Gesellschaften scheinen sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner geeinigt zu haben: das Einverständnis des Gegenübers.

Obwohl Pornographie omnipräsent ist, scheint die wissenschaftliche Diskussion darüber noch immer sehr verkrampft. Einer Studie von Kate Darling am Massachusetts Institute of Technology zufolge kämpft die Branche unter anderem auch damit, Rechte bezüglich geistigen Eigentums einzufordern. Anders als bei den Klagen der herkömmlichen Filmindustrie zeigt die moralische Keule hier keine Wirkung. Gerichte wollen sich schlicht nicht die Finger am Thema verbrennen. Die Scheu zieht sich durch die gesamte Gesellschaft und fängt früh an: Lehrpersonen tun sich schwer, mit Schülerinnen und Schülern über Pornos zu sprechen, Eltern schauen oft weg.

Master of Sex

Langsam scheint sich aber ein Wandel abzuzeichnen, zumindest in der Forschung: In Uster bietet das Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie (ISP) beispielsweise seit 2014 einen Master in Sexologie an. Das ISP folgt damit einem internationalen Trend.

An der Universität Basel forscht Nathan Schocher zu Porno. Die These seiner Doktorarbeit: Pornographie überschreitet immer eine Grenze und bewegt sich deshalb stets in einem tabuisierten Feld. Schocher sieht die Pornographisierung der Gesellschaft aber auch als Chance, differenzierter mit dem Thema umzugehen. «Anders als noch in den Achtzigern setzt man sich heute auch inhaltlich mit Pornographie auseinander», meint der Philosoph.

Dabei müsse man zwischen der Produktion, dem Inhalt und dem persönlichen Konsum unterscheiden. Das sei gar nicht so einfach. «Wenn man in diesem Feld forscht, kämpft man gegen viele Vorurteile. Es wird immer sofort politisch und jeder hat eine Meinung», sagt Schocher. Oft werde ihm als Forscher eine objektive

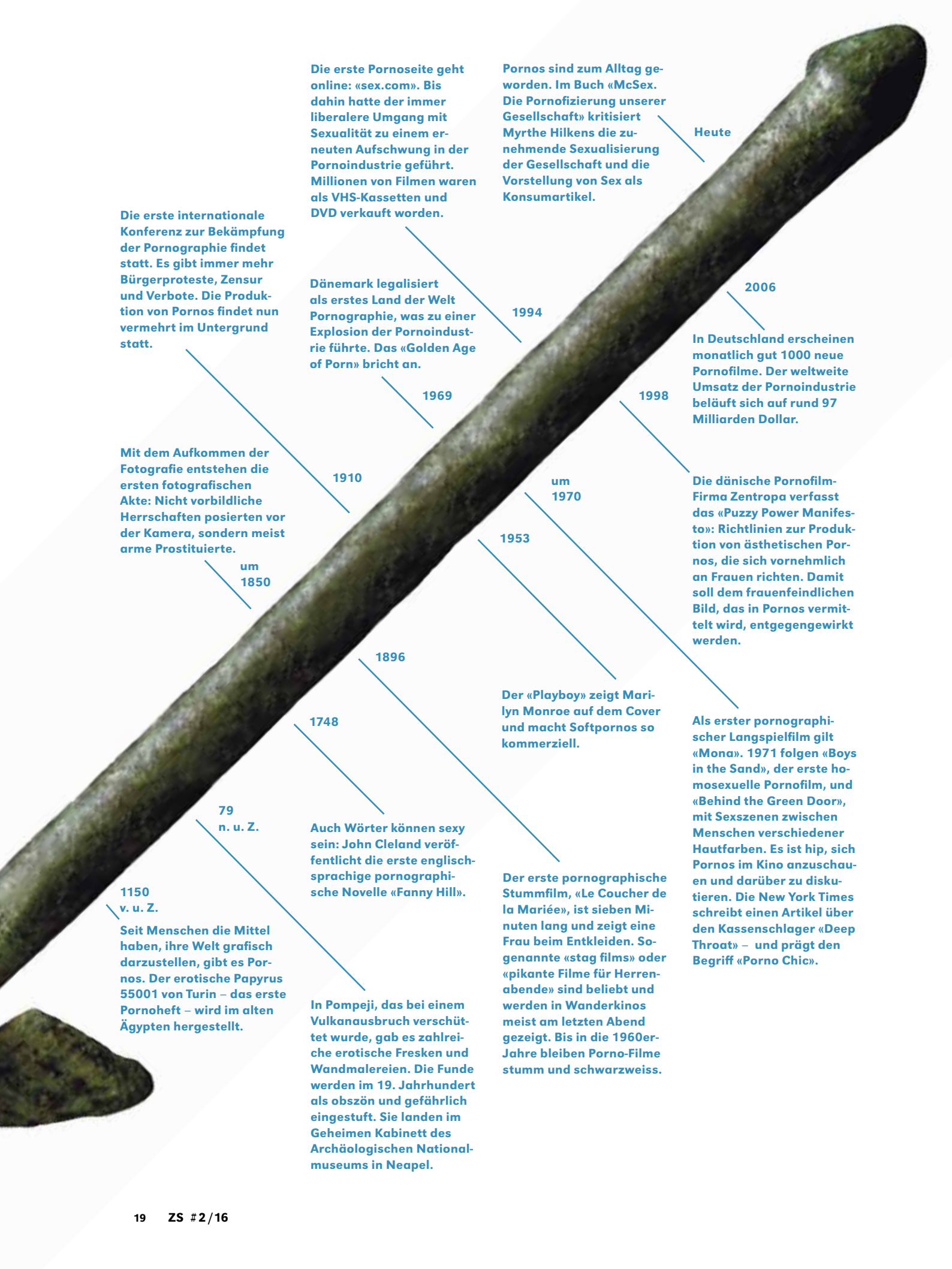
Haltung nicht zugetraut. Hört man auf kritische Stimmen zur Pornographie, kommt man am feministischen Diskurs nicht vorbei. Unter dem Stichwort «Post-Pornographie» werden Sexfilme produziert, die den Ansprüchen von Frauen, Queeren und Transmenschen genügen und damit mehr Menschen Spass machen sollen. Doch die Bewegung bleibt in einer kleinen Nische. Die Mehrheit befriedigt sich noch immer mit einfach verfügbaren, billig produzierten Standardpornos aus dem Internet – hinter verschlossener Tür.

Ein gesellschaftliches Experiment

Doch sind die unrealistischen Bilder des Mainstreams, bei denen die Darsteller und Darstellerinnen ständig vor Lust explodieren, in allen möglichen Stellungen rammeln und dabei wie ein Wald voll Affen schreien, schädlich für eine «gesunde» Sexualität? Esther Schütz, Leiterin des ISP und Sexologin, sieht weniger ein Problem in den dargestellten Bildern. Pornokonsumierende würden durchaus erkennen, dass gewisse Pornopraktiken im echten Leben unrealistisch wären. Das Problem sieht sie anderswo: «Wenn ein Mann immer wieder zu ähnlichen Bildern masturbiert, dann wird dieser Stimulus konditioniert. Trifft er dann auf einen Partner oder eine Partnerin, kann das problematisch werden, weil der mit der Pornographie antrainierte sexuelle Reiz fehlt.»

Langsam bildet sich also auch die Wissenschaft ihre Meinung zum Thema. Mit der Erforschung der Pornographie stehe man aber noch ganz am Anfang, meint Schütz. Das sieht auch Schocher so: «Wir befinden uns am Anfang eines gesamtgesellschaftlichen Experiments, das vielleicht auch unsere Definition von dem, was wir als Pornographie bezeichnen, verändert. Und der niederschwellige Zugang provoziert auch einen offeneren Umgang mit dem Thema.» Klar bleibt für ihn aber, dass Porno ein Ausloten der Grenzen sein wird. ◇





Die erste internationale Konferenz zur Bekämpfung der Pornographie findet statt. Es gibt immer mehr Bürgerproteste, Zensur und Verbote. Die Produktion von Pornos findet nun vermehrt im Untergrund statt.

Mit dem Aufkommen der Fotografie entstehen die ersten fotografischen Akte: Nicht vorbildliche Herrschaften posierten vor der Kamera, sondern meist arme Prostituierte.

1150 v. u. Z.
Seit Menschen die Mittel haben, ihre Welt grafisch darzustellen, gibt es Pornos. Der erotische Papyrus 55001 von Turin – das erste Pornoheft – wird im alten Ägypten hergestellt.

Die erste Pornoseite geht online: «sex.com». Bis dahin hatte der immer liberalere Umgang mit Sexualität zu einem erneuten Aufschwung in der Pornoindustrie geführt. Millionen von Filmen waren als VHS-Kassetten und DVD verkauft worden.

Dänemark legalisiert als erstes Land der Welt Pornographie, was zu einer Explosion der Pornoindustrie führte. Das «Golden Age of Porn» bricht an.

79 n. u. Z.
Auch Wörter können sexy sein: John Cleland veröffentlicht die erste englischsprachige pornographische Novelle «Fanny Hill».

In Pompeji, das bei einem Vulkanausbruch verschüttet wurde, gab es zahlreiche erotische Fresken und Wandmalereien. Die Funde werden im 19. Jahrhundert als obszön und gefährlich eingestuft. Sie landen im Geheimen Kabinett des Archäologischen Nationalmuseums in Neapel.

Pornos sind zum Alltag geworden. Im Buch «McSex. Die Pornifizierung unserer Gesellschaft» kritisiert Myrthe Hilken die zunehmende Sexualisierung der Gesellschaft und die Vorstellung von Sex als Konsumartikel.

1994

um 1970

1953

Der «Playboy» zeigt Marilyn Monroe auf dem Cover und macht Softpornos so kommerziell.

Der erste pornographische Stummfilm, «Le Coucher de la Mariée», ist sieben Minuten lang und zeigt eine Frau beim Entkleiden. Sogenannte «stag films» oder «pikante Filme für Herrenabende» sind beliebt und werden in Wanderkinos meist am letzten Abend gezeigt. Bis in die 1960er-Jahre bleiben Porno-Filme stumm und schwarzweiss.

Heute

2006

In Deutschland erscheinen monatlich gut 1000 neue Pornofilme. Der weltweite Umsatz der Pornoindustrie beläuft sich auf rund 97 Milliarden Dollar.

1998
Die dänische Pornofilm-Firma Zentropa verfasst das «Puzzy Power Manifesto»: Richtlinien zur Produktion von ästhetischen Pornos, die sich vornehmlich an Frauen richten. Damit soll dem frauenfeindlichen Bild, das in Pornos vermittelt wird, entgegengewirkt werden.

Als erster pornographischer Langspielfilm gilt «Mona». 1971 folgen «Boys in the Sand», der erste homosexuelle Pornofilm, und «Behind the Green Door», mit Sexszenen zwischen Menschen verschiedener Hautfarben. Es ist hip, sich Pornos im Kino anzuschauen und darüber zu diskutieren. Die New York Times schreibt einen Artikel über den Kassenschlager «Deep Throat» – und prägt den Begriff «Porno Chic».



Aviva Rocks (26) im «Redneck Heaven» in Feldbach.

«Hauptsache geil aussehen»

Porno-Darstellerin Aviva Rocks über Sex am Set, Silikon, Fetische und Feminismus.

Nina Kunz (Interview)
und Karina Gander (Bild)

Aviva Rocks, woran denkst du, wenn du eine Porno-Szene drehst?

Wie sehe ich aus? Ist meine Pose gut? Ziehe ich den Bauch genug ein? Stimmt das Licht? Da ist man professionell und denkt nicht etwa an die private Post-Liste.

Wie sieht dein durchschnittlicher Arbeitsalltag aus?

Ich stehe auf, gehe mit den Hunden raus, treibe Sport, mache den Haushalt und bin dann bis am Abend vor der Cam. Das sind so vier bis fünf Stunden täglich. Manchmal bis zu sieben Stunden. Am Wochenende oder zwischen den Cam-Sessions drehe ich Filme und am Abend strippe ich, beispielsweise an Polterabenden.

Ein 100-Prozent-Job also.

Wenn nicht mehr.

Was für Leute hast du im Aviva-Rocks-Chat?

Von Studenten über Klubbesitzer bis zu Arbeitslosen ist alles dabei. Und vom Alter her so zwischen 18 und 50, oder noch älter. So lange sie halt mögen.

Was verdienst du?

Mein Mann arbeitet als Vorarbeiter auf dem Bau und ich verdiene mehr als er; fast im fünfstelligen Bereich. Man darf aber nicht denken: «Ich mache jetzt Webcam und werde reich». Es braucht Zeit, um sich ein Netzwerk aufzubauen, man muss sich vermarkten, in den sozialen Medien präsent sein.

Eigentlich hast du als Hundefriseurin gearbeitet.

Wie bist du zum Porno gekommen?

Durch das Geld. Ich wollte mehr erreichen, nicht nur arbeiten, um zu überleben. Zudem musste ich für den Job nach Wallisellen, hatte keine Lust mehr. Dann habe ich zuerst gestrippt, um schnell viel Geld ohne Sex zu verdienen. So habe ich die Cam kennengelernt und bin dann so zum Porno gekommen.

Als du deinen Job aufgegeben hast, konntest du dir da schon vorstellen, mal Pornos zu machen?

Ich war immer an Erotik interessiert, war Fan von den Darstellerinnen und habe sie bewundert. Irgendwann traute ich mich und sagte: Ich möchte das auch. Und dann nahmen die Dinge ihren Lauf.

Was ist deiner Meinung nach das grösste Missverständnis über deinen Beruf?

Dass Webcam-Girls Prostituierte sind. Aber die Jobs wurden vermischt, weil zig Webcam-Girls zu wenig verdienten und angefangen haben, anzuschaffen.

Wirst Du manchmal mit einer Prostituierten verwechselt?

Täglich mehrfach! Zum Beispiel, wenn ich mit den Hunden raus gehe und dann nach Hause komme

und eine Nachricht sehe: «Hey, ich habe dich eben gesehen, was kostest du?»

Beleidigt dich das?

Nein, aber es nervt. Sie können zwar nichts dafür, weil viele Frauen halt beides anbieten, aber es wäre schön, wenn ich sie nicht immer aufklären müsste, dass das zwei unterschiedliche Dinge sind.

Wie muss man sich die Stimmung am Set vorstellen?

Die ist entspannt. Man macht Witze. Oft ist auch die Freundin des Darstellers auf dem Set.

Wenn ich pornographische Videos schaue, habe ich manchmal das Gefühl, dass das den Frauen doch keinen Spass machen kann, dieses brutale Rein-Raus.

Was sagst du dazu?

Klar macht man nicht alles auf dem Set auch privat gern. Aber wenn du merkst, dass die keinen Spass haben, dann spielen sie einfach schlecht.

Also schaue ich Pornos mit schlechten Darstellerinnen?

Als Darstellerin musst du spielen, dass du es geil findest. Das ist halt der Job. Und es ist bei jedem Job so, dass man manches lieber macht als anderes. Mir kann beispielsweise keine Frau sagen, dass sie es geil findet, wenn sie unten drei Schwänze drin hat.

Fühlst du dich nie ausgenutzt oder diskriminiert? Am Set wirst du ja auch gewürgt und geschlagen.

Nein, gar nie.

Umgekehrt: Macht dir der Sex beim Dreh Spass?

Wenn ich keinen Spass daran hätte, wäre es der falsche Job. Wenn man keinen Spass hat an Sex – an viel Sex –, hat man es schwer.

Aber was genau macht Spass ?

Das Gefilmtwerden und die Leute am Set. Ich hatte bisher nur tolle Teams bei den Drehs.

Was würdest du nie tun im Film?

Gang Bang. Eben: drei Schwänze unten drin.

Gibt es etwas, was du gerne verändern würdest an deinem Job?

Ich wünschte, es gäbe mehr lokale Pornoproduktionen. Es ist schwieriger als Schweizerin. Die deutschen Produzenten bevorzugen deutsche Darstellerinnen, weil sie dort tiefere Reisekosten haben und kein Hotel bezahlen müssen. Dann müsste ich auch weniger reisen. Und leider gibt es hier auch keine Darstellerinnen, die nach Porno aussehen, mit riesigen Silikon-Möpsen, wie mir das gefällt.

Wie hat dein Umfeld reagiert, als du begonnen hast, als Porno-Darstellerin dein Geld zu verdienen?

Lustigerweise hatte beim Strippen niemand ein

Problem. Aber als ich mit der Cam anfing, sind viele Freunde gegangen oder ich habe den Kontakt abgebrochen, weil sie beispielsweise meinem Mann Nachrichten geschickt haben wie: «Darf ich die Brüste deiner Frau anfassen? Ich geb dir eine Kiste Bier dafür.»

Und die Eltern?

Die sind stolz! Und haben Freude, dass ich meinen Traum lebe, mein eigenes Geld verdiene, eine Karriere habe, auf eine andere Art halt ...

Aber in der Beiz – ist deinem Vater das nicht unangenehm?

Nein, der erzählt das stolz. Und meine Mutter hat Werbung von mir auf ihrem Auto.

Wirst du im Alltag oft erkannt?

Das ist ja das Ziel! Aber es kommen immer nur Frauen, die nach einem Selfie fragen. Die Männer sprechen mich nie an, weil sie sich dann ja outen müssten. Sie schreiben mir dann später im Chat.

Erhältst du Fanpost?

Sehr viel und aus der ganzen Welt. Lustig ist es, wenn ich Postkarten aus den Ferien erhalte. Eine Frau hat mir an Weihnachten etwas gebastelt aus diesen Plastik-Perlen, die man aufbügelt. Ich bekomme auch Post aus China und Argentinien. Da frag ich mich dann schon, wie die auf mich kommen. Ich drehe doch nur Pornos!

Sind Pornos etwas für Männer?

Auch für Frauen, ich habe ja früher auch geschaut.

Aber in deinem Chat sind nur Männer?

Ja, fast nur. Eine Frau kann sich halt im Ausgang einen holen, wenn sie es braucht, egal wie hässlich sie ist. Wir haben es da einfacher. Als Mann ist das schwieriger.

Was kostet so ein Live-Chat?

Rund einen Franken pro Minute. Aber jeder Clip produziert auch passives Einkommen, weil es sich ja später jeder auf meiner Website kaufen kann.

Würdest du dich als Feministin bezeichnen?

(lacht) Ausgerechnet ich! Ich bin sehr auf Bimbo eingestellt. Das Barbie-Dummchen. Ich bin nur eine Hülle – geil aussehen ist die Hauptsache. Das ist meine Einstellung. Und so verdiene ich mein Geld.

Und was machst du mit dem Geld?

Mich operieren! Es für mich ausgeben. Aber natürlich habe ich auch ein Sparkonto.

Was hast du durch deinen Job über Sex gelernt?

Beim Porno drehst du ja recht normale Sachen, darum

habe ich eher durch die Webcam gelernt. Dort lernte ich Fetische kennen, von denen ich nicht dachte, dass es sie gibt. Ohrläppchen zum Beispiel. Oder einer wollte, dass ich ihn wie ein Insekt behandle. Er war dann eine Fliege und ich musste ihn zwischen meinen Brüsten zerdrücken.

Hat sich dein privater Sex verändert?

Nein, ich will immer noch gleich viel Sex. Aber der private ist halt anders, weil da Gefühle dabei sind. Und da denke ich vielleicht eher mal an den Postizettel, wie jede andere Frau wohl auch. Aber im Gegensatz zum Job habe ich wirklich Lust und gehe zu ihm hin und frage: Willst du auch?

Kommst du vor der Cam?

Für die Männer.

Du hast einmal gegenüber dem «Blick» gesagt, Pornos vermittelten ein verzerrtes Bild von Sex. Inwiefern?

Im Porno ist alles übertriebener, dort stöhnen die Frauen, wenn sie jemandem eins blasen. Es ist alles mehr dargestellt. Die Männer denken dann, das ist bei allen Frauen so, dabei wurden sie für den Film

rasiert, gestylt und ihre Körper ausgeleuchtet.

«Mein Traum sind 1200 Gramm Silikon pro Brust»

Ist das nicht gefährlich?

Nein.

Und wenn ein Ju-

gendlicher dann gewaltsam an eine junge Frau ran-

geht, weil er denkt, so sei das richtig?
Dann muss er einfach lernen, dass es nicht so ist. Etwas anderes gibt es nicht. Hollywood ist ja auch nicht das reale Leben.

Und wie glaubst du, dass Pornos den Sex von Erwachsenen beeinflusst?

Gleich. Die Männer denken, alle Frauen finden «Bamm-bamm-rein-raus» geil.

Aber das ist doch beschissen, wenn ich dann an einen Typ gerate, der ständig Pornos konsumiert hat.

Schau, mein Job ist es, ihnen zu vermitteln, dass wir Frauen so sind. Wenn er das nicht vom echten Leben unterscheiden kann, ist das sein Problem.

Hat sich deine Sicht auf Männer verändert?

Ich muss mir immer überlegen, ob jemand ein User ist. Und die Männer haben einfach immer das Gefühl, dass sie mit mir über Sex reden müssen. Dann muss ich sagen: Hey, ich bin auch ein Mensch! Dann sind sie überrascht, dass ich normal rede oder auch mal im Schlabber-Pullover an ein Grillfest gehe.

Fühlst du dich wohler oder unwohler in deinem Körper, seit du als Pornodarstellerin arbeitest?

Ich fühle mich wohler, weil ich mir meine gewünschten OPs kaufen kann. Wenn ich mir Bilder von vor zwei Jahren ansehe, gefällt mir das nicht. Heute bin ich selbstbewusster und habe Freude an meinem Aussehen.

Was hast du dir alles machen lassen?

Also zweimal die Brüste und alles mögliche aufgespritzt, wie die Wangen. Im Mai lasse ich mir die Nase verkleinern. Und auch die Brüste möchte ich nochmal vergrössern. Heute habe ich 600 Gramm Silikon pro Brust, mein Traum wären 1000–1500 Gramm.

Gibt es etwas, womit du nicht zufrieden bist?

Mein Arsch dürfte grösser sein, ich trainiere jetzt dafür.

Wer war dein Kindheitsidol?

Pamela Anderson. Die fand ich schon immer toll.

Und was wolltest du werden?

Tierärztin. Oder zumindest etwas mit Tieren machen.

Und heute machst du etwas mit Männern.

(lacht) Ist ja fast dasselbe.

Wie lange möchtest du noch im Geschäft bleiben?

So lange ich ankomme und Spass dabei habe. Es gibt auch Frauen, die sind mit vierzig noch im Geschäft. Deine Fans werden ja mit dir alt.

Und danach?

Ich will in diesem Bereich bleiben. Vielleicht hinter der Kamera, vielleicht als Domina.

Ist es dir ein Anliegen, dass ehrlicher über Pornos gesprochen wird?

Ja, denn es ist etwas, wofür man sich nicht schämen muss. Bei einer Prostituierten verstehe ich es eher, dass man nicht darüber reden will. Aber Cam ist ja nichts Verbotenes und man geht auch nicht fremd.

Wenn du die ideale Porno-Szene inszenieren könntest: Wie würde diese aussehen?

Ich habe selbst schon zwei Filme produziert und würde einen richtig abgefuckten Horror-Porno auf Hollywood-Niveau à la «Saw» machen. Sowas schaue ich mir auch privat gerne an – so mit Hardcore-Szenen und Folter. Ich bin ein Horror-Freak. ♦

Zur Person

Aviva Rocks (26) ist Pornodarstellerin, Cam-Girl und Stripperin. Sie arbeitet selbstständig, lebt im Kanton Zürich und erhält Fanpost aus der ganzen Welt.

Arty-farty Porno-Party

Sexfilme wurden jahrzehntelang versteckt und geächtet. Nun wird die hohe Kunst der Pornographie endlich als ästhetisch bedeutungsvolles Genre anerkannt. Ist das wirklich nötig?

Severin Frohofer



Pornos für die Kunstsammlung.

Ich bin ein Material-Fetischist. Filme lade ich nicht herunter, ich kaufe sie mir in Collector-Editions. Bytes kommen mir nicht auf die Ohren, Musik höre ich vom Plattenspieler. Trotzdem habe noch nie in meinem Leben einen Porno auf DVD oder VHS in meinen Händen gehalten. Die ästhetische Materialisierung meiner Geilheit ist mir keinen müden Rappen wert. Denn Pornos fristen ein tristes Dasein als Randerscheinung der Kulturproduktion. Und seien wir ehrlich: völlig zurecht.

Von hanebüchenen Klemptnergeschichten, räudigen Pizzaboten und grossbusigen Stiefmüttern mit zweifelhafter Auffassung von Fürsorgepflicht wird der Durst nach intellektuellem Amusement nicht gestillt. Auf Dialoge wie «Unserer Firma fehlt das Geld, Mr. Miller» – «Sie müssen sich besser verkaufen, und überhaupt: Sie sehen auch nicht schlecht aus» und Grossaufnahmen von Weichteilen hat das cineastisch interessierte Publikum einfach nicht gewartet. Pornos gelten auch nicht als Statussymbol. Niemand stellt sich «Analritter 2 – Heute wird eingedost» neben «Casablanca» ins wohlsortierte Filmregal. Sexfilme sind die Gebrauchsliteratur unter den Filmgenres, sie dienten lange Zeit einem einzigen Zweck: der sexuellen Befriedigung des Betrachters.

Emanzipation einer verfeimten Kunst

In den letzten Jahren – nachdem das ewige Rein-Raus

durch billig produzierte Gonzo-Filme auf die Spitze getrieben wurde – hat ein Umschwung stattgefunden. Filme mit Hochleistungsrammlern, die so haarlos daherkommen, als wären sie einer wochenlangen Quecksilberkur ausgesetzt worden, scheinen aus der Mode zu kommen. Stattdessen finden Werke, die die «natürliche» Sexualität zelebrieren, immer mehr Beachtung. Will heissen: weniger Hardcore, weniger sinnentleerte Storys, weniger überbelichtete Sets – mehr ästhetische Qualität.

Das Schweizer Label «Glory Hazel», das von zwei jungen Frauen betrieben wird, ist auf den Trend aufgesprungen. Die «Pornographical Remixes», die sie bisher veröffentlicht haben, sind Collagen handverlesener Szenen aus Pornos der 70er- und 80er-Jahre – bildtechnisch aufbereitet und neu vertont. Die beiden Anthologien (wovon die erste bereits vergriffen ist), kommen in einer schicken weissen Kartonhülle, inklusive Kunstdrucken von Filmstills, daher – bereit fürs Filmregal.

An welche Zielgruppe sich die frivolen Kompilationen richten, bleibt indes unklar. Sind diese Filme nur noch für Connaisseurs der Erotik-Kultur und Feministinnen mit Flair für die Fleischeslust? Und: Darf man sich an diesen Kunstwerken überhaupt noch aufgeilen?

L'art pour la lubricité

Diese neue Entwicklung innerhalb der Porno-Industrie, die manchmal unter «Heart-», manchmal unter «ArtCore» zusammengefasst wird, hat tatsächlich zahlreiche äusserst ansehnliche Filme hervorgebracht, die die plumpen, oft auch sexistischen Hardcore-Pornos um Längen übertreffen. Grundsätzlich ist das sehr zu begrüßen, auch um des Seelenheils der jüngeren Generation willen – doch muss man sie deshalb gleich zu Kunstfilmen stilisieren?

Gerade das verhindert doch ihren Eingang in die gängigen Gratis-Portale. Und schliesslich gibt es Autorenfilme mit expliziten Sexszenen bereits en masse («Nymphomaniac»). Es tut nicht Not, Gütesiegel sexpositiver Feministinnen zu verteilen, die besten Regisseurinnen zu küren und die Lust im Diskurs tot zu debattieren. Pornos verweigern sich dem Diktum des «l'art pour l'art» – sie sind fürs Wedeln da. ♦

Stöhnen in Dolby-Surround

Ein ZS-Redaktor traut sich ins Pornokino Roland. Warum ihm dabei mulmig zumute ist.

Reto Heimann (Text und Bild)

Vor dem Kinosaal sitzt ein Türhüter. Genau genommen sitzt er in einem Kabäuschen und starrt auf sein Smartphone. Wer ins Sexkino will, muss an ihm vorbei. Wortlos knöpft er mir zwölf Franken ab. Nebst dem Eintrittspreis kostet mich der Besuch im Roland vor allem eines: Überwindung. Minutenlang bin ich auf dem Gehsteig unter dem blassrosa schimmernden Schriftzug des Roland auf- und abgegangen, unter den Blicken der nackten Frauen auf den Schmutdelfotos, ehe ich die Glastür aufgestossen habe.

Drinne ist es still. Es sind kaum Gäste da an diesem Dienstag. Teppichgepolsterte Stufen federn meinen Schritt ab. Ich schleiche lautlos in den Kinosaal hinein. Kurz vor dem Saaleingang entdecke ich zu meiner Rechten eine kleine Kammer – darin ein speckiges Sofa; an der Wand hängt ein Bildschirm. Mit einer Konsole können verschiedene Filme angewählt werden; Papiertücher liegen bereit. Die Lust, mich zu setzen, ist klein. Ich bin etwas angewidert.

Ein einsamer Ort

Wenn nicht mit Lust, dann doch mit einer gewissen Neugierde trete ich auf den Balkon, wo ich von einem dickbäuchigen Mann kritisch beäugt werde: Ich hatte mir fest vorgenommen, mit einem Besucher ins Gespräch zu kommen. Warum geht man ins Sexkino und riskiert dabei, als Sexgrüsel abgestempelt zu werden, wenn man das gleiche gratis und anonym im Netz haben kann? Doch als ich den geöffneten Hosenbund des Mannes sehe, verlässt mich aller Mut. Ich möchte nicht stören. So ein Sexkino ist ambivalent, denke ich: Einerseits ist es ein öffentlicher Ort, andererseits einer höchster Intimität. Ich setze mich grusslos hin. Die Stimmung ist trist – alle Zuschauer sind allein.

Der Film ist bereits in Gang. Im Roland laufen die Filme in Endlosschleife. Auf der Leinwand ist ein junger Mann mit Allerweltsgesicht gerade zwischen den Beinen einer zierlichen Frau verschwunden und macht sich – zumindest ihrem Gestöhne nach zu urteilen – gehörig an ihr zu schaffen. Es wirkt befremdlich: Während sie splitterfasernackt auf dem Rücken daliegt, bleibt er komplett angezogen.

Finde ich das geil? Ehrlich gesagt ist mir nach fünf Minuten langweilig. Den einzigen Reiz, den ich



Pornokino Roland: Relikt aus vergangener Zeit.

verspüre, ist der Reiz, das Kino wieder zu verlassen. Allerdings habe ich auch selten einen Porno aus solch distanzierter Position geschaut. Vielleicht fände ich es vor dem Computer, zuhause im Bett, erregender. Seltsam, dass der Porno ausgerechnet hier im Roland, auf Grossleinwand projiziert und in Dolby-Surround gestöhnt, seine Wirkung auf mich verliert.

Nicht Sodom und Gomorrha

Im Roland werden zwei Filme parallel gezeigt – einer im Parterre, einer auf Balkon-Höhe. Wählt man seinen Sitzplatz strategisch klug, kann man beide Filme gleichzeitig mitverfolgen. Während auf dem Balkon der mit dem Allerweltsgesicht abspritzt, werden von der unteren Leinwand Klavierklänge emporgetragen, zu welchen sich Mann und Frau im mediterranen Garten ineinanderschlingen. Der Kontrast zwischen den beiden Filmen bringt mich zum Schmunzeln.

Ich habe genug gesehen. Auf dem Höhepunkt des Geschehens verlasse ich das Sexkino – mit gemischten Gefühlen. Das Sexkino ist nicht der abartige Ort, wie ihn sich viele Köpfe ausmalen. Das Roland ist nicht Sodom und Gomorrha. Im Gegenteil: die stumpf-spitze Triebbefriedigung, die hier gezeigt wird, ist für mich einfach reizlos und öde. ♦

Skandal im Kinosaal

Die Vorführungsreihe «Royal Scandal Cinema» widmet sich den grossen Skandalen der Filmgeschichte in akademischer Manier. Das raubt den Filmen aber auch ihre Sprengkraft.

Lucas Forberger



Auch heute noch keine leichte Kost: Pasolinis «Die 120 Tage von Sodom»

Skandale sind mit Sicherheit nicht das Erste, womit man die aargauische Kleinstadt Baden in Verbindung bringt. Vielleicht erzählen die Betreiber des ortsansässigen Kino Royal gerade deshalb gerne vom Aufruhr und der moralischen Empörung, die in den 1910er-Jahren der geplante Bau des ersten Badener Kinos auslöste – zu einer Zeit, als die Filmkunst noch als «Grossstadtpest» verteufelt und Werke mit gesellschaftlicher und politischer Brisanz oft der Zensur unterworfen wurden.

Kino im Kontext

Die Vorführungsreihe «Royal Scandal Cinema» wendet sich nun Fällen der Filmgeschichte zu, die für besonders grosse Empörung gesorgt haben. Damit die Filmskandale in ihren jeweiligen historischen und kulturellen Kontext eingeordnet werden können, wird jede Vorstellung mit einem knappen Vortrag eingeführt. Dabei kommen Expertinnen und Experten nicht

nur aus der Filmwissenschaft, sondern auch aus der Japanologie, der Theologie oder der Wirtschaftsgeschichte zu Wort. Obwohl auch alle Mitglieder des Veranstaltungsteams einen akademischen Hintergrund haben, beschleicht einen glücklicherweise nie das Gefühl, dass der Kinorum zum Vorlesungssaal würde – und man als nichtsahnende Studierende gewissermassen vom Regen in die Traufe kommt.

Bei vielen der gezeigten Werke lässt sich noch erahnen, weshalb sie mit ihrem Erscheinen so hohe Wellen geschlagen haben. Die ausufernde Gewalt und die expliziten Sexszenen in Filmen wie «Caligula» (Tinto Brass, 1979) oder «Die 120 Tage von Sodom» (Pier Paolo Pasolini, 1975) riefen immer wieder die Hüter von Sitte und Moral auf den Plan. Gerade Pasolinis mit subversiver Sozialkritik angereicherte Marquis-de-Sade-Adaption scheint im Laufe der Zeit wenig von seiner Schockwirkung verloren zu haben.

Noch 2007 wurde eine Vorführung des Films im Kino Xenix in Zürich von der Polizei verboten, nachdem aus christlichen Kreisen Strafanzeige gegen das Kino eingereicht worden war.

Sex, Gewalt und Religionskritik

Als heutiger Kinobesucher ist man aber letztlich auch erstaunt darüber, wie schnell bestimmte Inhalte als Provokationen gelten konnten. Nicht nur Filme mit Darstellungen von Sex und Gewalt, sondern auch die satirische Verwendung religiöser Symbolik wurde oft als besonders stossend empfunden. Der Papst persönlich hat sich schon gegen die Vorführung von Filmen ausgesprochen, so geschehen bei «Teorema» von 1969, einem weiteren Werk Pasolinis.

Man darf nicht enttäuscht sein, wenn die Skandalfilme heute, eingeordnet in den wissenschaftlichen Diskussionsrahmen, für weit weniger erregte Gemüter sorgen als zum Zeitpunkt ihres Erscheinens. Das filmwissenschaftliche und kritische Hinterfragen der skandalträchtigen Elemente bündigt ihr Provokationspotential.

Es lässt sich nicht abschliessend feststellen, ob das Gewinn oder Verlust ist. Die nüchterne Reflexion schärft aber sicherlich den Blick für die im Film geäusserte Kritik. Es ist ja nicht so, dass Film- und Kulturschaffende nur provozieren würden, um zu provozieren. Die Provokation ist vielmehr ein effizientes Mittel, um wichtige Fragen aufzuwerfen und das Publikum aufzurütteln. Die Macherinnen und Macher der Filmreihe beharren augenscheinlich darauf, dass auf Skandal und Sensation eben Nachdenken und rationale Diskussion folgen sollen. ♦

«Royal Scandal Cinema» – bis 2017 im Kino Royal, Baden. Nächste Vorführung: «Baise-moi» (2000) am 5. Mai.

Fesseln sind des Teufels — Im Winter zu frieren, ist normal und grundsätzlich nichts, wofür man sich zu schämen hat. Aber auch nichts, das man absichtlich machen müsste. Es ist unangenehm und macht krank, ja: kann sogar Rheuma verursachen. Trotzdem hat sich diese Saison ein sonderbarer Trend durchgesetzt, der kein anderes Ziel zu verfolgen scheint, als die ihm Verfallenen in ein frühes und einsames Grab zu bringen: die nackten Knöchel.

Für sie krepeln Männer und Frauen ihre Jeans hoch. Dies aber nicht etwa, um ihren Socken-Habitus zur Schau zu tragen, wie man es bei manchen Hipstern sieht, sondern um der Welt ihre ach so hübschen, haarigen, solariumgebräunten, schlanken oder tätowierten oder was auch immer Fussgelenke und Fesseln zu zeigen. Ist das Protest gegen bürgerliche Kleidungsgeohnheiten, ist es purer Selbstzweck? Ist es ein neuer Fetisch, oder gibt es Leute, die das echt schön finden?

Sicher ist, dass eine Mode, die zum Frieren zwingt, eine dumme Mode ist. Eine Saumode! Und noch dazu eine, die unattraktiver nicht sein könnte: Wer steht denn schon auf Leute, die trotz Canada-Goose-Jacke zähneklappernd und mit den Händen in den Hosentaschen durch die Gegend stapfen? Um nicht zu sagen: auf Modeopfer? Dabei gäbe es für dieses Problem eine einfache Lösung: Nieder mit der Mode und den Fesseln ihrer symbolischen Gewalt. Nieder mit den Hosenstößen!

Oliver Camenzind

Wir verteufeln, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.



Sinnlicher Erstling

Das Debutalbum «Phase» des Briten Jack Garratt ist endlich da und hat es in sich. Der 24-jährige Multiinstrumentalist spielt Gitarre, Klavier, Schlagzeug und singt auch noch dazu. Seine Musik ist ein einzigartiger Mix aus jazzigen Klaviermelodien, rockigen Gitarrenriffs, harten elektronischen Beats und einer sanften, aber kräftigen Stimme. Soul- und Gospel-Einflüsse werden immer wieder geschickt eingesetzt und der erzeugte Klang stimmt träumerisch, nachdenklich, ein bisschen nostalgisch und macht gleichzeitig Lust auf lange Partynächte.

Hinter melancholischen Melodien und aufwendigen Arrangements kommt die sensible Seite von Garratt in seinen Texten zum Vorschein. Seine Songs handeln meist von grossen Gefühlen und zwischenmenschlichen Beziehungen, die nicht immer einfach sind.

Obwohl sein Debutalbum erst vor kurzem erschienen ist, wird der Musiker schon seit paar Jahren international gefeiert. Nicht umsonst gewann der bärtige Brite mehrere Preise, unter anderem in der Kategorie «Critics Choice» bei den BRIT Awards 2016 und BBC «Sound of 2016».

Einflüsse aus verschiedenen Musikrichtungen treffen bei diesem Album aufeinander. Der Track «Far Cry» ähnelt vom elektronischen Aufbau her an James Blakes Stücke, die Chorusgesänge in «I Know All What I do» an Florence and the Machine. Die Sentimentalität in «Weathered» erinnert leicht an Mumford & Sons.

Nebst schon länger bekannten Singles aus 2014 wie «The Love You're Given» und «Remnants» überrascht Garratt mit neuem, stärker elektronisch ausgerichtetem Sound wie «Synesthesia Pt. III» oder melancholischem Gesang in «Fire». Wer also auf abwechslungsreiche Melodien, viel Bass und sinnlichen Gesang steht, wird nicht enttäuscht. [gan]

Jack Garratt: Phase.
Island Records 2016.





Der Wolf im Strampler

Charles Lewinskys neuer Roman «Andersen» beginnt im Dunkeln und endet auch dort. Die 384 Seiten dazwischen widmen sich menschlicher Finsternis – dem Bösen in Gestalt eines niedlichen Jungen.

Als der Protagonist zu Beginn des Buches zu sich kommt, rätselt er über die ihn umfassende «warme Dunkelheit» und seine «Empfindungslosigkeit». Er erinnert sich an endlos lange Verhöre und seine eigene Effizienz, Gefangene zum Sprechen zu bewegen. Seine Erinnerungen reissen an jenem Tag ab, als der Krieg sich langsam zu Ende neigt und er beschliesst, seine dunkle Vergangenheit zu vertuschen und fortan unter einer neuen Identität zu leben. Mit dem Namen «Damian Andersen» möchte er vorerst untertauchen und sich dann eine neue Existenz schaffen. Nach und nach wird Andersen, der später Jonas heissen wird, aber klar, dass er sich hier nicht in einer Gefängniszelle der Alliierten befindet, sondern im Uterus einer Frau. In einem neuen Körper wird er wiedergeboren, sein Gedächtnis allerdings scheint dem «Reisswolf für Erinnerungen» entgangen zu sein. Er wächst als Jonas in einer behüteten Familie auf und bemüht sich, ein unauffälliges Kind zu sein. In aller Heimlichkeit beginnt er, seinem zweiten Leben als Damian Andersen nachzuspüren.

Lewinskys Idee der gescheiterten Tabula rasa ist bestechend gut. Durch die ungewöhnliche Konstruktion des Plots lässt er die Lesenden an den Gedanken eines Embryos im Mutterleib teilhaben. Mit messerscharfem Blick und erschreckender Ehrlichkeit analysiert der kleine Jonas, alias Andersen, auch nach seiner Geburt die Gesellschaft. Nicht selten gelingen dem Autor auch wirklich komische Sequenzen.

Trotz dieser Stärken vermag «Andersen» nicht zu überzeugen. Andersen ist nicht nur der Böse, sondern das Böse selbst. Dies wird deutlich durch die zahlreichen Schilderungen seiner grausamen Verhörmethoden unter dem

NS-Regime und durch die Distanz und Kälte, mit der er seine vergangenen Gräueltaten analysiert. Andersen wurde nicht durch eine unmenschliche Ideologie getrieben, sondern durch seinen ungeheuren Opportunismus. Er zitiert gerne Epiktet und hat ein Faible für Mozart, er erscheint nicht als primitives Monster, sondern als perfider Perfektionist, immer geleitet von kaltem Kalkül. Diese Illustration des Bösen führt Lewinsky seiner Leserschaft wiederholt vor Augen, allerdings ohne Nuancierungen oder neue Erkenntnisse. Das philosophische Potential des Bösen verpufft in schalen Wiederholungen. Erst auf den letzten Seiten nimmt die Handlung erneut Fahrt auf.

Auch sprachlich vermag «Andersen» leider keinerlei ästhetischen Sog aufzubauen. Als Werkzeug zur Schilderung der Geschehnisse beherrscht Lewinsky die Sprache anstandslos, Virtuosität und Experimentierfreude lassen sich allerdings vermissen. «Die Wahrheit ist anstrengend», sagt Andersen an einer Stelle. Leider gilt das auch für die Lektüre des Romans selbst.

Trotz brillanter Ideen ist «Andersen» kein Buch, das einem lange in Erinnerung zu bleiben verspricht. Während der Protagonist gegen Ende ins Dunkel zurückkehrt, droht das Buch in den Tiefen eines Regals zu verschwinden. [jab]

Charles Lewinsky: Andersen. Roman. Nagel & Kimche, Zürich 2016. 400 Seiten.

Buchpremiere am 14. April im Literaturhaus Zürich, moderiert von alt Bundesrat Moritz Leuenberger.



Die Angst vor dem Terror

Nach seinem Spielfilm-Debüt «Tepenin Ardı – Beyond the Hill» kommt nun der zweite Streifen des türkischen Regisseurs und Drehbuchautors Emin Alper ins Kino. «Abluka» ist ein brisantes Gesellschafts- und Politdrama, das eine düstere Vision von Istanbul in naher Zukunft zeichnet. Doch Schauplatz ist nicht die bekannte Kulisse am Bosphorus. Der Regisseur setzt die Handlung in heruntergekommenen Aussenquartieren der Millionenmetropole an. In dieser düsteren Welt werden Terrorakte auch in der Vorstadt verübt.

Durchs Ghetto führen das Publikum die Brüder Kadir und Ahmet. Kadir wird vorzeitig aus der Haft entlassen, um für die Polizei als Informant zu arbeiten. Er sucht seinen jüngeren Bruder Ahmet auf, der alleine und zurückgezogen lebt. Ahmets Frau hat ihn für einen anderen Mann verlassen und die Kinder gleich mitgenommen. Tagsüber geht er auf die Jagd nach streunenden Strassenhunden, nachts verschanzt er sich in seiner Wohnung. Auf die Anrufe seines älteren Bruders Kadir reagiert er nicht. Auch die Türe öffnet er ihm nicht. Kadir sucht derweil weiterhin die Mülltonnen für den Staat nach Sprengstoff ab und protokolliert pedantisch alle verdächtigen Aktivitäten seiner Nachbarn auf einer alten Schreibmaschine. Umgeben von Misstrauen, Chaos und Bombenanschlägen, beginnt er, ähnlich wie sein Bruder, verrückt zu werden.

Alpers Figuren sind nicht nur einsam und beziehungsunfähig, sondern auch desillusioniert und leiden an Wahnvorstellungen. Der Film lebt nicht von langen, tiefsinnigen Dialogen oder brutalen Szenen. Er wird von der meisterhaften Schauspielleistung der Hauptdarsteller und der Kameraführung getragen. Auch der minimalistisch eingesetzte, psychedelische Soundtrack bereitet Gänsehaut. Wer einen actiongeladenen Thriller erwartet, wird enttäuscht. «Abluka» ist ein feiner, kleiner Nischenfilm. Cineasten und Liebhaber von stimmungsvollen, eindrucksvollen Bildern kommen hier voll auf ihre Kosten. [ayf]

«Abluka»

Regie: Emin Alper.

Mit Mehmet Ozgur, Berkay Ates, Tülin Özen, Ozan Akbaaba.

Kinostart: 7. April 2016

Hochleistungstradition

Die Akademische Turnerschaft Utonia Zürich gehört zu den letzten pflichtschlagenden Verbindungen in Zürich. Zu Besuch im Trainingsraum.

Dario Spilimbergo (Text) und Sina Jenny (Bilder)

An den Wänden hängen Degen, in den Kisten sind Kettenhemden und weitere Kampfmontur verstaut. Der Keller sieht aus wie eine mittelalterliche Waffenkammer. Ich befinde mich im Trainingsraum der Akademischen Turnerschaft Utonia Zürich, einer schlagenden Verbindung. Damian und Timon, beides Burschen, begrüßen mich und bereiten mich auf die anstehende Fecht-Lektion vor. Ich erwarte viel Bewegung und mindestens eine leichte Schramme durch meinen ersten Schlagabtausch. Eine Erwartung, die zu meinem Glück enttäuscht wird.

Die Utonia existiert seit 1873 und gehört zu den drei verbleibenden «pflichtschlagenden» Verbindungen. Die 16 Mitglieder der «Turnerschaft» sind eine eingeschworene Truppe, die sich regelmässig trifft – und dem Prozedere ihrer selbstauferlegten Regeln folgt. Zum Bei-

spiel, wie man ein Bier zu trinken hat. Und was bei anderen Vereinen der Fussball ist, ist hier das Fechten. Natürlich ebenfalls nach strengen Regeln.

Schliesslich gehörte die Mensur, das Duell, bis ins 20. Jahrhundert zum guten Ton in studentischen Kreisen.

Mit Armstulp und Degen

Doch was bewegt einen heute noch dazu, sich freiwillig einer Verbindung anzuschliessen, in der es sogar zur Pflicht gehört, sich im Fechten zu messen? Christian, Präsident der Utonia, muss nicht lange überlegen. «Es ist die Herausforderung, sich etwas stellen zu müssen», meint er. Also auf zum Duell: Nach einem kurzen Aufwärmen bekomme ich einen Handschuh, einen Armstulp und einen Degen in die Hand gedrückt. Timon ver-

sichert mir, dass bei den Trainings ausschliesslich mit stumpfen Klingen geübt wird – ich hoffe es. Doch bevor ich zum ersten Schlag ansetzen darf, gilt es, sich die genauen Abläufe einer Partie einzuprägen. Einfach drauflosschlagen geht nicht.

Wie ein Skistock auf der Winterjacke

Damian testet als erstes meine Deckung, indem er eine Schlagabfolge an mir demonstriert. Ich verharre in der Grundposition des Fechtens: Der eingepackte Arm über dem Kopf, den Degen nach unten, bildet man ein schützendes Quadrat vor dem Kopf. Denn dieser ist das Ziel des traditionellen Fechtangriffs. Richtig brutal wird es nie, Damians Schläge auf den Arm fühlen sich mit dem Schutz etwa so heftig an wie ein Schlag mit einem Skistock auf eine Winterjacke. Von Schmerzen keine Spur. Lediglich mein Fechtarm wird nach wenigen Minuten schwer, schliesslich ist er immer in der Luft. Verletzungen sind heute ohnehin selten: Weder Timon, Damian noch Christian haben einen sogenannten «Schmiss», eine Wunde also, die man sich bei einer Partie eingefahren hat. Früher wurden diese mit Stolz getragen. Manch einer soll Salz in seine Wunde gestreut haben, damit er sein Mal länger tragen konnte.

Drei- bis viermal pro Woche trainieren Timon und Damian mit ihren Verbindungskumpanen. Eine intensive Vorbereitung also für die Fechtpartien, die mit Mitgliedern einer anderen Verbindung geführt werden. Zu einer solchen kriegt man sogar noch etwas mehr Schutz vor Schlägen. Dennoch sieht der voll ausgerüstete studentische Fechter neben den Hightech-Outfits der olympischen Sportler wie ein Zeitreisender aus. Kein Helm, keine weissen Ganzkörperanzüge, sondern nur einen brillenartigen Gesichts-

Richtig gefährlich wird es nie.
Anstrengend auch nicht.





schutz und ein Kettenhemd. Wer sich nicht gut schützt, kann also durchaus blutend die Bahn verlassen.

Die Utonia betreibt ihre aufwendige Tradition mit Stolz. Doch anders als früher wird nicht mehr für die Selbstverteidigung gefochten. «Das Fechten ist heute vielmehr ein Hochleistungssport», meint Christian. Und eine Kunst, denn die rigoros festgelegten Bewegungsabfolgen auszuführen, würde einiges an Training erfordern.

Unblutiger Ausgang

Endlich darf auch ich fechten. Zumindest mit einem Dummy. Einen Treffer zu platzieren, ist aber schwieriger als gedacht. Schlagen darf ich nur in bestimmte Teile des Gesichts. «Alle Regeln dienen dem Schutz der Fechter», betont Christian. Mein Training endet zum Glück ohne blutigen Zwischenfall. Viel bewegt habe ich mich auch nicht. Wirklich angespannt ist nur mein Fechtarm. Dennoch: die organisierte Schlagerei macht durstig. Ich sehne mich nach der anderen grossen

Tradition der Verbindungen – dem Biertrinken. Dazu laden mich die drei Kämpfer gerne ein. Natürlich geht aber auch das nur mit strengem Regelwerk. Und vielleicht haben sie ja Recht: Schliesslich ist auch der Alkoholkonsum nicht frei von Verletzungsgefahr. ◊

STAPFER HAUS
LENZ BURG

«AUFWENDIG
GESTALTET UND
GELUNGEN.»

NZZ

«MUTIG!»
SRF Schweiz aktuell

«EIN VERGNÜGEN.»
Tages-Anzeiger

DIESES INSERAT
KOSTET 3911 FRANKEN.
BITTE KOMMT.

GELD



Jenseits von Gut und Böse

EINE AUSSTELLUNG IM ZEUGHAUS LENZBURG WWW.STAPFERHAUS.CH

JÄGER
TONIC



Jagermeister.com
Enjoy Responsibly

diwisa.ch

Der Preis entscheidet.

13.3"

CHF 200.- RABATT*

2299.- (OHNE RABATT CHF 2499.-)

APPLE MACBOOK PRO 13.3" RETINA I5 8GB 1T ART. 986316

- Intel Core i5-5257U, 2.7GHz Dual-Core ■ RAM-Speicher 8GB LPDDR3 ■ 1TB SSD
- Intel Iris-Grafikkarte 6100 ■ 13.3" Retina LED-Display (2560x1600) ■ Bluetooth 4.0, HDMI, USB, Thunderbolt 2 ■ OS X El Capitan

*CHF 200.00 Rabatt mit Gutscheincode: **apfelrabatt**



12"

GRATIS TYPE COVER 4*
im Wert von CHF 149.-



1848.-

MICROSOFT SURFACE PRO 4 12" I7 16GB 256GB ART. 1062047

- Intel Core i7-6650U, bis zu 3.4 GHz ■ 16 GB LPDDR3 1600 MHz RAM ■ 256 GB SSD
- Intel IRIS Graphics ■ Auflösung 2736x1824px / 267 PPI ■ USB 3.0 / microSD / mini DisplayPort ■ Microsoft Windows 10 Pro

***GRATIS** TypeCover mit Gutscheincode: **surfpro4**

12"

GRATIS TYPE COVER 4*
im Wert von CHF 149.-



2299.-

MICROSOFT SURFACE PRO4 12" I7 16GB 512GB ART. 1062046

- Intel Core i7-6650U, bis zu 3.4 GHz ■ 16 GB LPDDR3 1600 MHz RAM ■ 512 GB SSD
- Intel IRIS Graphics ■ Auflösung 2736x1824px / 267 PPI ■ USB 3.0 / microSD / mini DisplayPort ■ Microsoft Windows 10 Pro

***GRATIS** TypeCover mit Gutscheincode: **surfpro4**

14"

CHF 300.- RABATT*



1299.- (OHNE RABATT CHF 1599.-)

LENOVO THINKPAD YOGA 14 ART. 1083871

- Intel Core i5-5200U, 2.2 GHz Dual-Core ■ SDRAM-Speicher 8 GB DDR3L
- 256 GB SSD TCG Opal Encryption 2 ■ Intel HD Graphics 5500 ■ 14" ISP-Touch-Display 1920x1080 ■ Bluetooth 4.0, 2x USB 3.0, USB 2.0, HDMI ■ Windows 10 Pro 64-Bit

*CHF 300.00 Rabatt mit Gutscheincode: **yoga**

14"

CHF 300.- RABATT*



1499.- (OHNE RABATT CHF 1799.-)

LENOVO TP T440P I7 4 256 SSD ART. 1107832

- Intel Core i7-4600M, 2.9 GHz Dual-Core ■ RAM-Speicher 4 GB DDR3L SDRAM ■ 256 GB SSD
- SATA3 Opal 2.0 Capable ■ NVIDIA GeForce GT 730M ■ 14" FHD-Display 1920x1080 px ■ mini-DP, VGA, 2x USB 2.0 & 3.0, RJ-45 ■ Windows 8 64bit

*CHF 300.00 Rabatt mit Gutscheincode: **yoga**